Sämmtliche
Kinder- und Jugendschriften

von

Joachim Heinrich Campe.

Vierte Gesammtausgabe der letzten Hand.

Neunzehntes Bändchen.

Erste Sammlung
merkwürdiger Reisebeschreibungen.

Dritter Theil.

In der Reihe die siebente Original-Auflage.

Braunschweig,
Verlag der Schulbuchhandlung.
1831.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

I. Kommodore Birons Reise um die Erde.
II. Kapitän Wallis Reise um die Erde.
III. Kapitän Carterets Reise um die Erde.

Erste Sammlung

merkwürdiger

Reisebeschreibungen

für die Jugend,

von

Joachim Heinrich Campe.

Dritter Theil.

Siebente verbesserte Ausgabe.

Mit Kupfern und Karten.

Braunschweig,
Verlag der Schulbuchhandlung.
1831.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

I. Kommodore Birons Reise um die Erde.
II. Kapitän Wallis Reise um die Erde.
III. Kapitän Carterets Reise um die Erde.

Vorrede.

Ich liefere hier den dritten Theil meiner Reisebeschreibungen für die Jugend; der vierte wird zur Ostermesse erscheinen. Der fortdauernde Beifall, womit man auch diese meine kleine Bemühung für die junge Nachwelt belohnt, ist mir ein ermunternder Beweis, daß ich die Zwecke, die ich dabei vor Augen hatte, nicht ganz verfehlt haben müsse.

Ich habe hier drei Reisen zusammengenommen, welche nicht wohl von einander getrennt werden konnten, theils weil sie alle drei einen und ebendenselben Zweck hatten, theils weil einerlei Karte dabei zum Grund gelegt werden konnte. Es sollten nunmehr die Cookschen Entdeckungsreisen folgen. Um indeß das Unangenehme der Einförmigkeit zu vermeiden, werde ich diese noch zurückhalten, und in

dem nächsten Theile einige sehr anziehende Landreisen liefern. Ich behalte übrigens den von Anfang an mir vorgesetzten Zweck im Gesicht, meine jungen Leser nach und nach in alle Weltgegenden zu führen.

Die bekannte Quelle der gegenwärtigen drei Reisen habe ich in der Einleitung angegeben.

I

Beschreibung
einer
Reise um die Erdkugel,
angestellt
von dem
Englischen Kommodore Biron
im Jahre 1764,
und vollendet im Jahre 1766.

Einleitung.

Bald nachdem der König von Großbritannien, Georg III., zur Regierung gekommen war, faßte er den Entschluß, Schiffe auszusenden, welche unbekannte Länder entdecken sollten. Es schien nämlich höchstwahrscheinlich zu sein, daß sowol auf dem großen Südmeere überhaupt — meine jungen Leser kennen doch diesen weiten Theil des Weltmeers, welcher Amerika von Asien trennt? — als auch besonders nach der Gegend des Südpols hin, noch manche Insel, vielleicht noch manche sehr beträchtliche Strecke Landes liege, welche den Europäern bis dahin unbekannt geblieben wäre. Diese sollten nunmehr aufgesucht werden.

Der Vorsatz konnte indeß erst im Jahre 1764, da das Königreich einer vollkommenen Ruhe genoß, zur Ausführung gebracht werden. Da ernannte Se. Majestät den Kommodore Biron*) zum Anführer bei dieser Unternehmung, und ließ ihm dazu zwei Schiffe, den Delphin und die Tamar, ausrüsten. Jener war ein Kriegsschiff vom sechsten Range**), und führte vier und

---

*) Kommodore heißt in England ein Seeoffizier, der zwar noch nicht Admiral ist, aber doch schon einige Schiffe oder ein ganzes Geschwader, als oberster Befehlshaber führt.

**) Die Kriegsschiffe werden nämlich nach der Zahl der Kanonen, die sie führen, in gewisse Klassen geordnet. Diejenigen, welche hundert und mehr Kanonen führen, machen den ersten Rang aus.

zwanzig Kanonen, diese eine Schaluppe*), welche sechzehn Kanonen führte. Der Delphin hatte hundert und funfzig Mann, nebst drei Lieutenants und sieben und dreißig Unteroffizieren, die Tamar hingegen nur neunzig Mann, nebst drei Lieutenants und zwei und zwanzig Unteroffizieren, an Bord. Die Führung dieser letzten wurde dem Kapitän Mouat anvertraut; auf dem Delphin befand sich Biron selbst.

Die Beschreibung dieser und einiger andern Entdeckungsreisen wurde, auf Befehl des Seeraths oder der Admiralität, folgendermaßen ausgefertiget. Die Anführer der Schiffe und alle andere darauf befindliche Personen, welche Tagebücher geführt hatten, mußten ihre Papiere einem gewissen Doktor Hawkesworth überliefern; dieser verfertigte daraus eine zusammenhangende Geschichte; und als dieselbe vollendet war, wurde sie nicht bloß in Gegenwart der sämmtlichen Herren Reisenden vorgelesen, sondern auch einem Jeden derselben schriftlich mitgetheilt, damit nun Jeder selbst bei mehrer Muße für sich untersuche, ob etwa irgend ein Umstand anders darin erzählt worden sei, als er, seines Wissens, sich wirklich zugetragen habe; eine Vorsicht, welche dieser Geschichte einen höhern Grad von Glaubwürdigkeit gewährt, als die meisten anderen Reisebeschreibungen zu haben pflegen.

Gegenwärtige Erzählung, welche sich auf jene Hawkesworthsche gründet, ist mit aller Treue und Sorgfalt gemacht worden, nur daß man wegließ, was weder für

---

*) Gewöhnlich heißt eine Schaluppe nur ein großes offenes Boot; hier bedeutet es, wie man sieht, ein kleines Kriegsschiff von sechzehn Kanonen und mehr als hundert Mann Besatzung.

junge Leser, noch für Erwachsene, die keine Seefahrer von Handwerk sind, gehört, und die Schreibart nach dem Bedürfnisse Derer einrichtete, für welche diese Sammlung von Reisebeschreibungen eigentlich bestimmt ist. Alles, was für solche Leser einer Erklärung bedurfte, findet man, damit der Faden der Erzählung nicht zu oft unterbrochen werde, in kurzen Anmerkungen unter dem Texte erläutert.

Von Kenntnissen, die Erd- und Weltbeschreibung betreffend, wird bei dieser Erzählung nur so viel vorausgesetzt, daß der junge Leser eine allgemeine Uebersicht der Erdkugel habe, und mit den Worten Länge und Breite einen richtigen Begriff verbinde. Uebrigens verlasse ich mich darauf, daß die zu diesem Behuf nachgestochene Karte während der Lesung beständig auf dem Tische liege, und bei jeder vorfallenden Gelegenheit nachgesehen werde.

Jetzt zur Geschichte selbst.

1.

Abreise von den Dünen; Ankunft zu Rio de Janeiro an der Brasilianischen Küste in Südamerika.

Es war am 21sten des Sommermonats 1764, als unsere Reisenden die Anker lichteten und aus den Dünen*) segelten. Bevor wir sie aber weiter schiffen lassen,

*) Dünen heißen überhaupt Sandhügel, welche das Meer aufgeworfen hat. Hier aber, wie überall, wo von den Dünen schlechtweg die Rede ist, wird darunter eine Gegend längs der Englischen Küste von Kent verstanden, wo sich die Schiffe vor Anker legen, und durch eine Reihe von Sandbänken gegen die Wellen des stürmischen Meeres geschützt werden.

bitte ich meine jungen Leser, erst die Karte von England, nachher die von Europa, aufzuschlagen. — So!

Da, wo Deal an der Küste der Englischen Provinz Kent liegt, sind die Dünen. Von hier aus ging unser Biron unter Segel, und steuerte gegen Südwesten durch die bekannte Meerenge zwischen Calais und Dover hin. Jetzt war er in dem Brittischen Kanale, wo er zwischen England auf der nördlichen, und zwischen Frankreich auf der südlichen Seite gerade gegen Westen segelte.

Das größere Schiff, der Delphin, hatte gleich anfangs einen verdrießlichen Zufall. Es rannte nämlich auf den Grund*), und man sah sich deßhalb genöthiget, in den Hafen Plymouth einzulaufen, um erst untersuchen zu lassen, ob es auch keinen Schaden genommen habe. Man fand es indeß unversehrt, und ging am 3ten des Heumonats wieder unter Segel.

Schon am folgenden Tage hatten sie den Kanal glücklich zurückgelegt, und befanden sich nunmehr im Atlantischen Weltmeere. Wind und Wetter waren günstig. Schnell durchschnitten sie daher das Französische, Spanische und Portugiesische Gewässer, und bekamen schon am 12ten die den Portugiesen gehörige Insel Madeira zu Gesicht. Hier bitte ich meine lieben Leser, die Karte von der Erdkugel zur Hand zu nehmen.

Die Hauptstadt dieser Insel heißt Funchal. Bei dieser legte Biron sich vor Anker, nahm hierauf einige Erfrischungen ein, und segelte den 19ten weiter.

Jetzt ging ihre Fahrt auf die Inseln des grünen Vorgebirges los, welche bekanntlich noch etwas

---

*) d. i. es gerieth auf eine so seichte Stelle, daß man den Grund berührte.

weiter gegen Süden liegen. Sie erreichten dieselben den 27sten glücklich. Es war dies gerade die Zeit, da man in dieser Gegend, bei unausstehlicher Hitze, beständig stürmisches nnd regnerisches Wetter zu haben pflegt. Sie hielten sich daher hier nicht länger auf, als sie nothwendig mußten, um einige frische Lebensmittel einzunehmen. Aber auch diese kamen ihnen wenig zu Statten, denn das Fleisch der Ochsen, welche sie einkauften und schlachteten, war einige Stunden nachher schon in Fäulniß übergegangen. Man kann sich hieraus ungefähr einen Begriff von dem hohen Grade der hier herrschenden Hitze machen.

Von da richteten sie ihren Lauf nach Brasilien, einer bekannten Portugiesischen Provinz in Südamerika; und nun rathe ich meinen jungen Lesern, die Karte von Amerika aufzuschlagen.

Derjenige Ort auf der Brasilianischen Küste, wohin sie steuerten, heißt Rio de Janeiro, und man findet ihn auf der Karte, wenn man an der Küste von Brasilien mit dem Finger bis in diejenige Gegend hinabfährt, wo der Wendekreis des Steinbocks, den wir Alle kennen, die Küste dieses Landes durchschneidet. Daselbst ergießt sich ein Strom ins Meer, welcher auf Portugiesisch Rio de Janeiro, auf Deutsch der Jännerstrom genannt wird, und die an dieser Stelle erbauete Stadt, wo der Statthalter oder Unterkönig von Brasilien wohnt, führt ebendiesen Namen.

Hier war es, wo unsere Reisenden den 13ten des Herbstmonats glücklich vor Anker kamen, so daß sie also die ganze weite Reise von Plymouth bis hier, mit Inbegriff derjenigen Tage, an welchen sie vor Anker gewesen waren, innerhalb zehn Wochen zurückgelegt hatten.

Die Stadt Janeiro ist groß, befestiget und ungemein ansehnlich. Der daselbst hofhaltende Unterkönig herrscht so unumschränkt, als irgend ein König in Europa, und der Pomp seines Hofstaats kündiget einen wirklichen Monarchen an. Als z. B. Biron einen Besuch bei ihm ablegte, diensteten mehr als sechzig Offiziere und eine große Menge anderer wohlgekleideter Personen vor dem Palaste desselben. Der Unterkönig selbst empfing ihn, an der Spitze vieler Standespersonen, oben an der Treppe mit großem Gepränge und unter Abfeuerung vieler Kanonen. Sie traten hierauf in ein Staatszimmer. Hier erfolgte eine viertelstündige Unterredung in Französischer Sprache, worauf der Englische Befehlshaber sich beurlaubte, und unter eben so großem Gepränge wieder entlassen wurde.

Der vielen Kranken wegen, welche sich auf beiden Schiffen befanden und ans Land gebracht wurden, sah Biron sich genöthiget, einen ganzen Monat allhier liegen zu bleiben. Man versorgte sich unterdeß mit allerhand frischen Lebensmitteln, welche hier in Ueberfluß zu haben sind, und ging, sobald der Zustand der Kranken es erlaubte, wieder unter Segel. Auch hier fand man die Hitze unerträglich.

Es thut mir immer in der Seele weh, so oft ich mich genöthiget sehe, meinen jungen Lesern Etwas zu erzählen, was der Menschheit Schande macht. Gleichwol sehe ich mich hier, so oft die Gelegenheit es mit sich bringen wird, dazu gezwungen, weil Diejenigen meiner jungen Freunde, für welche diese Reisen geschrieben werden, schon in einem Alter sind, wo es anfängt, nöthig zu werden, daß sie die Welt und die Menschen, welche darin leben, nicht bloß von ihren guten, sondern auch von ihren schlimmen Seiten, oder in derjenigen

Vermischung kennen lernen, worin sie wirklich dasind. Aus dieser Ursache werde ich ihnen das Böse, welches mir vorkommen wird, eben so treu, als das zu meiner jedesmahligen Geschichte gehörige Gute beschreiben, nur daß das Mißfallen an jenem und das Wohlgefallen an diesem mich natürlicher Weise bewegen wird, mich bei dem einen länger, als bei dem andern zu verweilen.

Was zu dieser Anmerkung mich veranlaßt hat, ist folgende Nachricht unsers Birons, die er, künftigen Seefahrern zur Warnung, von den hiesigen Portugiesen giebt. »Diese Leute,« sagt er, »machen sich ein eigenes Geschäft daraus, Menschen zu stehlen. So oft ein Boot ans Land geht, sind sie bei der Hand, und suchen die Mannschaft desselben durch allerlei Kunstgriffe in ihre Dienste zu locken. Will kein anderes Mittel gelingen, so machen sie die Leute trunken, schicken sie dann sogleich ins Land hinein, und nehmen die sorgfältigsten Maßregeln, ihre Rückkehr so lange zu verhindern, bis das Schiff, zu welchem sie gehören, den Ort verlassen hat.« —

Sollten diese Leute nicht etwa bei den Europäischen Werbern in der Schule gewesen sein? — Biron fährt fort:

»Durch dergleichen Kunstgriffe verlor ich fünf von meinen, und die Tamar neun von ihren Leuten. Die meinigen habe ich niemahls wiederbekommen. Die Tamar hingegen hatte das Glück, zu erfahren, an was für einem Orte die ihrigen von den Portugiesen aufgehalten wurden; sie schickte hierauf des Nachts eine Partei aus, welche diese überraschen und jene wieder an Bord bringen mußte.«

Da ich dieses Buch nicht bloß zum Vergnügen, sondern auch zum Nutzen meiner jungen Freunde schreibe,

so darf ich die Gelegenheit, die sich mir hier darbietet, Diejenigen von ihnen, welche jetzt in die große Welt treten wollen, vor der Gefahr zu warnen, die ihnen an fremden Orten von gewissenlosen Werbern und von schändlichen Seelenverkäufern*) bevorsteht, nicht ungenützt vorbeigehen lassen.

Wisse also, Jüngling! daß die List, Bosheit und Unmenschlichkeit dieser abscheulichen Leute weiter geht, als deine unschuldige Gutmüthigkeit sich vorstellen kann. Vernimm zu deiner Belehrung einige Beispiele von Menschenraub, die ich selbst erlebt habe; hundert andere wird man dir an solchen Orten und in solchen Gegenden erzählen, wo diese schändliche Räuberei vorzüglich im Schwange geht, wie zu Altona, im südlichen und westlichen Deutschland, zu Amsterdam u. s. w.

Du reisest z. B. auf der Post. Neben dir sitzt ein wohlgekleideter, rechtlicher Mann, der durch zuvorkommende Höflichkeit und Freundlichkeit sich deines gutmüthigen Herzens bemächtiget. Er erkundiget sich nach dem Orte deiner Bestimmung, und es fügt sich sonderbar, daß es gerade der nämliche ist, wohin auch er zu gehen gedenket. Aber das Fahren auf der Post ist so beschwerlich! Er, für seinen Theil, bedient sich dieser unbequemen Fuhr nur bis zu einem gewissen Orte, wo er sein eigenes Fuhrwerk, oder eine andere bequeme Gelegenheit erwartet; und er hat so unbeschreiblich viel

*) So nennt man zu Hamburg, zu Altona und in Holland jene abscheulichen Leute, welche das unmenschliche Gewerbe treiben, daß sie junge Männer von allerlei Ständen durch List oder Gewalt auf die Seite zu schaffen suchen, und sie dann bei Nacht und Nebel auf holländische Schiffe bringen, um als Matrosen oder Soldaten nach Ostindien geführt zu werden.

Freundschaft für dich gewonnen, daß er nicht umhin kann, zu wünschen, du möchtest dich der nämlichen Gelegenheit bedienen, damit er deiner angenehmen Gesellschaft noch länger genießen könne. Es versteht sich, daß es dir keinen Pfennig mehr kosten werde, als wenn du auf dem unbequemen Postwagen sitzen bliebest. Du, entzückt über die unverdiente Freundschaft des Mannes, trägst keinen Augenblick Bedenken, sein großmüthiges Anerbieten dankbar anzunehmen.

Es wird Nacht. Man nähert sich dem besagten Orte, wo der liebe Mann gerade einen lieben Vetter oder eine liebe Muhme hat, bei der ihr übernachten werdet. Ihr steigt ab, die Post fährt weiter, und ihr begebt euch zu der Muhme. Man speiset, man trinkt, man lacht. Nach und nach kommt die Rede auf den Soldatenstand; man preist ihn, man sucht dir Liebe dafür einzuflößen; man weiß, daß du in kurzer Zeit dein Glück darin machen werdest; man bietet dir wol gar eine Offizierstelle an. Die Angel hängt; beißest du an, so ist die Sache mit guter Art abgemacht, und du bist morgen, deiner Meinung nach, Offizier, in der That aber nur ein gemeiner Soldat. Weigerst du dich hartnäckig, so nimmt man endlich die Larve ab. Ein paar handfeste Kerle springen hervor, verstopfen dir den Mund, binden dich, schleppen dich in ein von der Straße entferntes Loch, wo man dir so viele und so triftige Beweggründe vorzulegen weiß, daß du endlich nicht umhin kannst, ja! zu sagen. Man füttert dich z. B. mit nichts als Heringen, läßt dich dabei hinter einem wohlgeheizten Ofen sitzen, und willst du etwa einmahl trinken, so wird dir Heringslake gereicht. Solchen Beweggründen widerstehe Einer, wenn er kann!

Ein anderes Beispiel. Ein junger wohlgewachsener

Mann, aus der Gegend des Rheins — seinen eigentlichen Geburtsort habe ich vergessen — hatte sich der Gotteslehre beflissen, und war nun wieder in sein Vaterland zurückgekehrt. Hier gerieth er in Bekanntschaft mit einem sehr artigen Preußischen Offizier, der ihn bald ausnehmend lieb gewann. Es wollte sich lange für den jungen Mann keine Gelegenheit zur Beförderung zeigen, und sein Freund bedauerte oft, daß er nicht lieber ins Preußische ginge, wo einem Manne, wie ihm, die Pfarren dutzendweise entgegenlaufen würden. Sein Oheim, fügte er hinzu, sei Generalsuperintendent in Breslau. Dieser habe jährlich eine Menge fetter Pfarren zu vergeben; wenn ihm damit gedient sei, so wolle er an diesen einmahl schreiben, und ihn bitten, gelegentlich für ihn zu sorgen.

Ein so gütiges Anerbieten konnte nicht anders als mit dem wärmsten Danke angenommen werden. Der Offizier schrieb, und nach etwa vier Wochen zeigte er dem Kandidaten die Antwort des angeblichen Superintendenten vor. Sie lautete so:

»Es sei zwar jetzt keine vorzüglich gute Pfarre eröffnet; aber wenn es dem empfohlenen Kandidaten gefalle, etwa ein halbes oder ganzes Jahr in seinem, des Herrn Generalsuperintendenten, Hause zu leben und sich mit der Unterweisung seiner Kinder abzugeben, so solle der erste gute Pfarrdienst, welcher erledigt werden würde, der seinige sein.«

Thränen der Freude und des Danks entströmten den Augen des gerührten Jünglings. Er flog seinem Freunde in die Arme, und war unerschöpflich an Danksagungen. Jetzt war er reisefertig. Er erhielt einen Brief an den angeblichen Oheim, und fuhr auf der Post nach Breslau.

An dem Thore von Breslau wurde, wie gewöhnlich, gefragt; und kaum hatte der wachthabende Offizier den Namen des Kandidaten gehört, als er ihn ersuchte, abzusteigen, und sich in die Wachtstube zu bemühn. Der junge Mann fand die Einladung etwas sonderbar; er wollte sie ablehnen, allein da half keine Entschuldigung, weil der Offizier andeutete, daß er Befehl habe, ihn zu verhaften. Der Kandidat wurde bestürzt, stieg ab, begleitete den Offizier in die Wache, und erfuhr hier zu seinem Erstaunen und Schrecken — daß er ein Angeworbener sei.

Ich habe diesen Mann nachher in Potsdam gekannt, wo er als Grenadier bei der zweiten oder dritten Garde stand. Er hieß Mauer, und ich habe die jetzt erzählte Geschichte aus seinem eigenen Munde.

Der ergiebigste Fang für Werber und Seelenverkäufer geschieht in jenen höllischen Häusern, deren es leider! in den meisten großen Städten giebt, und welche man mit dem Schandnamen Bordelle, auf Deutsch Unzuchtshäuser, bezeichnet hat; Häuser, in welchen der scheußlichste Auswurf des andern Geschlechts lebt, Weibsbilder, welche auf alle Ehre und auf alle Scham Verzicht gethan haben, und welche junge Leute an sich zu locken suchen, um sie unter den schändlichsten Ausschweifungen, wofür die Sprache der gesitteten Menschen keine Namen hat, um Unschuld und Tugend, um Ehre und Vermögen, um Zufriedenheit, Gesundheit und Leben zu bringen. Diese Schandthiere machen nun gemeiniglich mit Werbern und Seelenverkäufern gemeinschaftliche Sache, und die Art, wie sie sich dabei nehmen, ist etwa folgende.

Du gehst des Abends auf der Straße; es begegnet dir eins von den eben erwähnten Schandthieren, viel-

leicht in hübscher, anständiger Kleidung; die Unverschämte redet dich an, bittet dich, sie nach Hause zu führen, weil ihr Begleiter vergessen habe, sie abzuholen, und noch ehe du dich von deiner Befremdung erholen kannst, hängt sie dir schon am Arme. Gehst du nun mit ihr, läßt du dich gar so sehr von ihr bethören, daß du sie bis in ihr Haus begleitest: dann fahre wohl, Unschuld, Gesundheit, Wohlergehn und Freiheit! Man berauscht dich in Wollust, und wenn du erwachst, so erblickst du in dir mit Schaudern einen Elenden, Betrogenen, Beraubten, und nicht selten einen Gefangenen!

O Jüngling, fliehe, wenn deine Tugend, dein Glück und deine Freiheit dir noch etwas werth sind, die Netze der Wollust, und präge dir tief in deine Seele ein, daß jede Abweichung von dem Wege der Unschuld auch zuverlässig eine Abweichung von dem Wege zur Glückseligkeit in den Irrgarten des Verderbens ist! — Aber laßt uns jetzt wieder zu unserer Geschichte zurückkehren.

2.

Reise von Rio de Janeiro nach Port Desiré an der Küste von Patagonien. Beschreibung dieser Gegend.

Nachdem unsere Reisenden von Rio de Janeiro wieder in See gelaufen waren, berief der Führer des Geschwaders die sämmtliche Mannschaft aufs Verdeck, und eröffnete ihnen nun erst den eigentlichen Zweck ihrer Reise, der ihnen bis dahin noch ein Geheimniß gewesen war. Eine Entdeckungsreise, also eine Reise in unbekannte Gewässer, ist allemahl mit großen Gefahren verbunden. Es stand daher zu besorgen, daß die Mannschaft über diese ihnen bis dahin verhehlte Bestimmung murren, vielleicht gar sich dagegen sträuben dürfte. Al-

sein — so sind die Menschen! kaum hatte Biron ihnen bekannt gemacht, daß sie von nun an doppelten Sold und, wenn sie sich gut aufführen würden, auch noch andere Vortheile zu erwarten haben sollten, so äußerten Alle die größte Freude, und versicherten, daß sie bereit seien, jede gefahrvolle Beschwerlichkeit zu übernehmen und den Befehlen ihres Anführers blindlings zu gehorchen. Gutes menschliches Geschöpf! Wie leicht du zu lenken und zu regieren bist, sobald deine Beherrscher es ein wenig darauf anlegen, dir zuweilen, wäre es auch nur in Kleinigkeiten, zu Gefallen zu leben! Gutes lenksames Geschöpf!

Nicht lange, so bekam das Schiffsvolk schon Gelegenheit, das Gelübde der Standhaftigkeit und der Geduld, welches sie abgelegt hatte, in Erfüllung zu bringen. Es erhob sich ein gräulicher Sturm mit so heftigen Windstößen, daß man die Masten durch Abnehmung der Bramstengen *) verkürzen, die Segel einreffen **) und, wie es in der Schiffersprache genannt wird, beilegen ***) mußte. Allein auch Dieses schien zur Rettung der Schiffe noch nicht hinreichend zu sein. Der Sturm fuhr fort, die See so entsetzlich aufzublasen, und der Delphin besonders kämpfte gegen die heranrollenden

---

*) So wird die zweite Verlängerung des großen Masts, auch die des vordern Mastbaums oder des Fockmasts genannt, die bekanntlich aus mehr als einem Stücke bestehn.

**) Von unten auf zusammenwickeln oder bis auf eine gewisse Höhe aufrollen.

***) Schiff beilegen heißt, die Segel dergestalt stellen, daß die Wirkung des einen der Wirkung des andern entgegen ist, so daß das Schiff dadurch in seinem Laufe aufgehalten wird.

Wogen so schwer, daß man sich genöthiget sah, die zwo vordersten und die zwo hintersten Kanonen über Bord zu werfen.

In diesem gefahrvollen Zustande schwebte man, nicht bloß den ganzen Tag, sondern auch die ganze darauf folgende Nacht, und der wüthende Sturm fing erst mit Anbruch des neuen Tages an, sich ein wenig zu legen. Aber nunmehr trat eine andere Mühseligkeit ein. Ungeachtet man erst bis zum 36sten Grade der südlichen Breite gekommen war, und ungeachtet es jetzt schon im Reifmonate oder November, das heißt auf dieser Halbkugel, mitten im Frühlinge war, so fand man es hier doch so kalt, als es in England gegen Anfang des Winters zu sein pflegt. Zum Unglück hatten die Bootsleute, in der irrigen Meinung, daß sie beständig unter einem heißen Himmelsstriche segeln würden, in denjenigen Häfen, wo man bisher eingelaufen war, Mittel gefunden, nicht nur alle ihre warmen Kleider, sondern auch sogar ihre Betten zu verkaufen. Da befanden sie sich nun also in großer Verlegenheit. Aber der Befehlshaber, welcher vorsichtiger, als sie, gewesen war, half derselben dadurch einigermaßen ab, daß er ihnen wärmende Jacken und andere für diesen Himmelsstrich erfoderliche Nothwendigkeiten reichen ließ.

Am 12ten hörte man die Leute auf dem Vordertheile des Schiffs plötzlich Land! Land! Gerade vor uns! rufen. Biron selbst, welcher hinblickte, glaubte eine Insel zu bemerken, die in zwei rauhen, steilen Bergen aus dem Meere hervorragte. Bald darauf glaubte er auch eine Strecke Landes zu erblicken, welche damit zusammenhing. Ein Offizier wurde auf den Mastkorb beordert, und auch dieser rief herab, daß er das Land deutlich vor sich liegen sehe. Viele vom Schiffsvolke

waren so scharfsichtig, daß sie schon bemerken konnten, wie die Wellen sich an der sandigen Küste dieses Landes brachen. Allein was geschah?

Als man ungefähr eine Stunde lang auf das vermeinte Land losgesteuert hatte, fing es plötzlich an zu verschwinden, und man bemerkte nun mit großer Verwunderung, daß es weiter nichts, als — eine Nebelbank gewesen war. Das bewiese denn wol, wenn so etwas noch eines Beweises bedürfte, daß die Sinne auf dem Weltmeere eben sowol, als auf dem festen Lande trügen können, und daß man nie auf Etwas schwören muß, was man nicht durch mehr als Einen Sinn zu untersuchen Gelegenheit gehabt hat.

Den nächsten Tag um 4 Uhr Nachmittags drehete sich der Wind, bei sehr heiterm Wetter, plötzlich gen Südwesten, und fing an, stark zu wehen. Zu gleicher Zeit schwärzte sich der Himmel, und nach einigen Minuten wurden Alle, die auf dem Verdecke waren, durch ein plötzliches, ganz ungewöhnliches Getöse erschreckt, das dem Geräusche glich, mit welchem die See sich an einer Küste zu brechen pflegt. Alle standen erwartungsvoll, und der Befehlshaber gebot augenblicklich, die obersten Segel einzuziehn.

Allein ehe dieser Befehl gehörig ausgeführt werden konnte, sah man bereits die See nicht weit vom Schiffe in ungeheuern schäumenden Wogen fürchterlich heranstürmen. Der Befehlshaber war überzeugt, daß dieser Wasserstoß das Schiff, wenn er es bei ausgespannten Segeln erreichen sollte, umstürzen würde, und rief daher dem Volke zu: das Vorsegel aufzuziehn und das große Segel augenblicklich niederzulassen. Noch war man nicht ganz damit zu Stande gekommen, als der heranstürmende Wasserberg das Schiff erreichte und es

auf die Seite legte. Das große Segel warf den ersten Lieutenant zu Boden, quetschte ihn jämmerlich und schlug ihm drei Zähne aus. Keiner von der Schiffsmannschaft hatte dergleichen Wassersturz jemahls so unvermuthet und so heftig einbrechen sehen *); und hätte der Zufall sich des Nachts ereignet, so würde man, statt der vorhabenden Reise um die Welt, vermuthlich die aus dieser Welt in eine andere haben machen müssen.

Als man den Wasserstoß heranrollen sah, flogen viele hundert Vögel vor demselben her, die ihr Entsetzen durch lautes Angstgeschrei ausdruckten. Er währte ungefähr zwanzig Minuten, und legte sich alsdann nach und nach. Es stürmte indeß die ganze Nacht hindurch. Erst mit Annäherung des Morgens wurde der Wind gelinder; und als der Tag anbrach, schien die See so roth, als Blut, weil sie mit kleinen Schalthieren von dieser Farbe ganz bedeckt war. Man zog eine große Menge derselben in Körben herauf, und fand, daß sie unseren Krebsen glichen, nur daß sie kleiner waren.

Unter abwechselnden Stürmen und mancherlei Gefährlichkeiten erreichte man endlich diejenige Breite, in welcher Port Desiré, ein an der Patagonischen Küste unten in Amerika befindlicher Hafen, liegt. Meine jungen Leser können ihn auf der Karte von Amerika, ungefähr unter dem 48sten Grade südlicher Breite finden.

Unweit diesem Hafen liegt eine Insel, Penguin-Eiland genannt, welche man am 20sten November gegen Abend zu Gesicht bekam. Diese hat ihren Namen von der daselbst lebenden erstaunlichen Menge von Pen-

---

*) Der Herausgeber hat etwas Aehnliches in der Meerenge von Calais erlebt. Siehe dessen Neue Sammlung von Reisebeschreibungen, Theil 5.

guinen oder Fettgänsen, einer Art von Wasservögeln, aus dem Geschlecht der Gänse, die, statt der Flügel, auf jeder Seite ein Stück herabhängendes Leder haben, welches nicht mit Federn, sondern nur mit kurzen Borsten besetzt ist. Tausende von diesen Thieren, wie auch von Seekälbern, schwärmten um die Schiffe, als sie sich dieser von Menschen unbewohnten Insel naheten.

Am folgenden Morgen lief man in die Mündung des Hafens Port Desiré ein, welche durch einen merkwürdigen Felsen, der wie ein Thurm aus dem Meere hervorragt, kenntlich gemacht wird. Das Land ringsumher bestand, so weit man sehen konnte, aus Dünen, oder unfruchtbaren Sandhügeln, ohne Bäume und Stauden. Aber der Strand und die in dem Hafen befindlichen kleinen Inseln wimmelten dergestalt von Vögeln und Seehunden, daß man über die unzählbare Menge von beiden erstaunt war.

Unter den Vögeln war einer sehr merkwürdig. Sein Kopf glich dem eines Adlers, nur daß er mit einem großen Kamme geziert war. Rings um den Hals hatte er eine weiße Krause; die Federn auf seinem Rücken waren so schwarz, als schwarzer Agat, und eben so glänzend, als dieser, wenn er recht schön geschliffen ist. Seine Füße waren besonders stark und groß, mit Adlerklauen, und die Länge seiner ausgespannten Flügel betrug, von einem Ende derselben bis zum andern gerechnet, gegen zwölf Fuß.

Unter den hiesigen Landthieren zeichnet sich besonders das sogenannte Guanicoe, oder Guanaco, aus, welches meine jungen Leser unter dem Namen Lama oder Kameelschaf aus dem jüngern Robinson kennen, wo sich auch eine Zeichnung davon findet. Eine Beschreibung desselben ist daher hier nicht nöthig.

Sonst giebt es auf dieser Küste auch Tiger und Hasen, letztere von der Größe eines geschornen Hammels. Einer von diesen, den man schoß, wog über sechs und zwanzig Pfund. Das Fleisch desselben, welches man außerordentlich wohlschmeckend fand, war so weiß, als Schnee.

Biron nahm, nebst verschiedenen andern von der Schiffsgesellschaft, einige Mahl einen Gang von etlichen Meilen ins Land vor; allein er fand, wohin er kam, und so weit das Auge jedes Mahl reichte, Alles unfruchtbar, Alles wüst und öde. Man stieß auf ein Nest voll Straußeneier, die eine herrliche Mahlzeit gewährten. Nach trinkbarem Wasser hingegen suchte man lange vergebens; die einzige Quelle, welche man endlich fand, gewährte nur einen kleinen, dürftigen Vorrath.

Da ich der Straußeneier erwähnt habe, so vermuthe ich, daß meine wißbegierigen jungen Leser es nicht ungern sehen werden, wenn ich, bevor ich in meiner Erzählung fortfahre, ihnen erst eine kurze Beschreibung dieses in so mancher Hinsicht merkwürdigen Vogels mache.

Der Strauß ist unter allen bekannten Vögeln der größte. Die langen Beine und den eben so langen Hals mitgerechnet, beträgt seine Höhe ungefähr acht Fuß. Er hat zwar Flügel, aber diese sind in Vergleichung mit der Größe und Schwere seines Körpers so kurz, daß er sich damit nicht von der Erde bewegen, sondern sie nur als Ruder gebrauchen kann, um seinen Lauf zu beschleunigen.

Dieser sein Lauf ist so schnell, daß ein im stärksten Schnelllaufe jagender Reiter ihn nicht einzuholen vermag. Seine Füße, welche nur einmahl gespalten sind, gleichen denen einer Ziege; und sein Rücken hat eine kleine Erhöhung, wodurch er eine entfernte Aehnlichkeit

mit dem Kameele erhält. Deßwegen hat man ihm im Lateinischen den Namen Struthio-camelus gegeben. Er scheint übrigens, gleich der Fledermaus und dem fliegenden Eichhörnchen, zwischen dem Geschlechte der Vögel und dem der vierfüßigen Thiere in der Mitte zu stehn und Beide mit einander zu verbinden.

Sein Schnabel ist kurz, gerade und fast platt, und sein Nacken, der bis zu seinem reifen Alter völlig nackt war, wird, wenn er erwachsen ist, mit sehr schönen rothen Federn bedeckt, besonders bei dem Männchen. Der übrige Theil seines Körpers ist theils mit weißen, theils mit pechschwarzen Federn bewachsen, Brust, Bauch und Schenkel ausgenommen, welche ordentlicher Weise nackt bleiben. Am Halse herunter trägt er, statt der Federn, ein sehr weiches, weißes und glänzendes Haar, welches theils zu Hüten, theils zu feinen Wollenarbeiten gebraucht werden kann.

Sein Auge hat eine ganz eigenthümliche Gestalt; es ist fast dreieckig; und er ist der einzige Vogel, welcher Augenwimpern hat.

Der Strauß legt dreißig bis funfzig Eier, von der Größe eines kleinen Kinderkopfs, weißgrau und gesprenkelt, und dabei so hart, daß man allerlei Geschirr daraus verfertigen kann. Er legt dieselben in heißen Sand, und überläßt das Geschäft des Ausbrütens bei Tage der Sonne; zur Nachtzeit setzt er sich selbst darauf. Einen Theil dieser vielen Eier wendet er dazu an, die auskommenden Jungen damit zu füttern, weil er gemeiniglich in so kahlen und unfruchtbaren Gegenden nistet, daß weit und breit keine andere Nahrung für sie zu finden ist.

Die Gemüthseigenschaften dieses großen Vogels sind, nach der Beschreibung, die uns ein Mann davon giebt,

der ihn in seinem eigentlichen Vaterlande, Afrika, lange und sorgfältig beobachtet hat *), eben nicht sehr liebenswürdig. Ich will sie meinen jungen Lesern erzählen.

Er ist zuvörderst, trotz seiner Größe, nur eine feige Memme, und legt sich, bei dem geringsten gehörten Geräusche, sogleich aufs Laufen. Alle andere Thiere pflegen zu der Zeit, da sie brüten oder Junge haben, beherzt zu sein, und eher ihr Leben zu wagen, als daß sie ihre Brut verlassen. Nicht so der Strauß. Bei ihm scheinen Liebe zum Leben und Furchtsamkeit viel stärker, als die mütterliche Liebe, zu wirken. So oft er daher von seinen Eiern oder Jungen verscheucht wird, kommt er entweder gar nicht, oder erst nach so langer Zeit zurück, daß seine Jungen unterdeß verschmachten müssen.

Daneben ist er dumm; so wie überhaupt Feigheit und Dummheit gemeiniglich mit einander verbunden zu sein pflegen. Als einen Beweis davon erzählt man, daß er auf seiner Flucht, wenn er irgend ein kleines Gesträuch antrifft, den Kopf darin zu verbergen pflegt, und den übrigen Körper den Hunden Preis giebt, weil er sich sicher wähnt, sobald er die Gefahr nur nicht vor Augen sieht.

Aus Dummheit oder übermäßiger Gefräßigkeit weiß er auch nicht einmahl die ihm zuträglichen Nahrungsmittel von solchen Dingen zu unterscheiden, welche ihm schädlich sind, ihm wenigstens nicht zur Nahrung dienen können. Er verschluckt daher Alles, was ihm vorkommt, ohne Unterschied — alte Lumpen, Stücken Leder, Holz, Steine, Knochen, Metalle u. dergl. Glücklicher Weise hat er einen Magen, der das Alles ertragen kann. Herr Shaw hat sogar einmahl gesehn, daß

*) D. Shaw in seiner Morgenländischen Reisebeschreibung.

ein Strauß eine so eben gegossene und noch zischend heiße bleierne Kugel verschluckte, ohne daß es ihm schadete. Dergleichen unverdauliche Dinge sind durch den gewöhnlichen Weg kaum wieder von ihm gegangen, so schluckt er sie mit neuer Gierigkeit abermahls hinunter, um sie noch einmahl von sich zu geben. Das heiße ich gefräßig sein!

So zahm und folgsam der eingefangene Strauß sich gegen Diejenigen beträgt, die er einmahl kennt, so wild und wüthend pflegt er gegen Unbekannte zu sein. Er fällt über sie her, sucht sie zu Boden zu werfen, hackt dabei unaufhörlich mit dem Schnabel und stößt mit den Füßen, an welchen eine spitzige Klaue befindlich ist. Mit derselben ist er im Stande, einem Menschen mit einem einzigen Schlage den Bauch aufzureißen, wie Herr Shaw wirklich einmahl selbst gesehen hat.

Die Stimme der Strauße ist sehr abwechselnd. Wenn sie aufgebracht sind, lassen sie ein ergrimmtes, zischendes Geräusch von sich hören, welches sie mit aufgeblähter Kehle aus offenem Rachen hervorbringen. Haben sie aber mit einem schwachen Gegner zu thun, so scheinen sie ihre Verachtung durch einen kickernden und krakelnden Laut, der dem Gekrakel der Hühner gleicht, ausdrucken zu wollen. Zur Nachtzeit ist ihre Stimme wieder ganz anders. Dann geben sie einen schrecklichen Ton von sich, der dem Brüllen des Löwen gleicht. Ein andermahl ist ihre nächtliche Stimme brummend, so daß man einen Ochsen oder Stier zu hören glaubt. Oft fallen sie auch in einen klagenden Ton, und dann scheint ihre Stimme eine wahres Angstgeschrei zu sein, das von Marter und Todesnoth erpreßt wird.

Wenn sie sich ganz überlassen und ohne Furcht sind,

pflegt man sonderbare Geberden und Bewegungen an ihnen wahrzunehmen. Sie spielen, hüpfen, tanzen und springen mit einer bewunderungswürdigen Behendigkeit, und kommen dabei niemahls aus dem Gleichgewichte.

Noch sagt man ihnen nach, daß sie in hohem Grade eitel sein sollen. Indem sie nämlich im Sonnenscheine trotzig einherstolzen und sich mit ihren kurzen Flügeln blähen, glaubt man bei jeder Wendung, die sie machen, ihnen anzusehn, daß sie ihren eignen Schatten bewundern.

Die Straußenfedern sind sehr weich und biegsam. Man bleicht sie, und giebt ihnen hierauf welche Farbe man will. Dann werden sie zu allerlei Zierrathen gebraucht, z. B. zu Büschen auf Helmen, Hüten, Mützen und auf Thron- und Betthimmeln. Diese Federn machen daher, so wie die Eier der Strauße, einen ordentlichen Handelsartikel aus.

Das Fleisch dieses Vogels soll hart, unverdaulich und unschmackhaft sein, und daher selbst da, wo er zu Hause ist, zum Essen selten gebraucht werden. Indeß erzählt man vom Kaiser Heliogabalus, daß er einmahl bei einer einzigen Mahlzeit sechshundert Straußenköpfe habe zurichten lassen, wovon man bloß das darin befindliche Gehirn gegessen habe.

So viel vom Strauß. Jetzt kehren wir wieder zu unseren Reisenden zurück.

Ein Sergent und einige Andere, welche ans Land gegangen waren, schossen einige Guanaco's; allein sie mußten sie liegen lassen, weil sie ihnen zu schwer waren, indem jedes derselben über 300 Pfund wog. Man schickte den folgenden Tag mehr Mannschaft hin, um sie abzuholen; allein man fand nur noch die Knochen davon; das Fleisch hatten die Tiger verzehrt, die sogar

auch die Knochen aufgebissen hatten, um sich des Marks zu bemächtigen. Ein junges Guanaco wurde lebendig gefangen und nach dem Schiffe gebracht. Es war, nach Aller Urtheile, eins der niedlichsten Geschöpfe, die man sehen kann, und wurde geschwind zahm; aber es starb, aller Sorgfalt ungeachtet, in wenigen Tagen.

Auch von menschlichen Bewohnern dieser Gegend sah man zwar Spuren, aber von ihnen selbst bekam man keine zu Gesicht. Einige ans Land gegangene Bootsleute fanden einen menschlichen Hirnschädel und Knochen; das war Alles.

Biron schiffte in einem Boote eine gute Strecke lang den sich hier ergießenden Strom hinauf, welcher ungemein breit ist. Auf einer der Inseln, die derselbe bildet, fand er eine so erstaunliche Menge Vögel, daß die Luft, indem sie aufflogen, im eigentlichsten Verstande davon verfinstert wurde. Man konnte keinen Schritt thun, ohne daß man auf ihre Eier trat. Die Bootsleute tödteten viele dieser Vögel, indem sie mit Steinen und Stecken nur aufs Gerathewohl in die von ihnen angefüllte Luft warfen.

Eines Tages, da einige Leute nach der Quelle gegangen waren, um Trinkwasser zu holen, fanden zwei derselben, welche vorangingen, einen großen Tiger daselbst ausgestreckt liegen. Keiner von ihnen hatte ein Schießgewehr bei sich. Sie stutzten daher, gafften das Thier eine Zeit lang an, und wurden wieder von ihm angegafft. Es schien sie zu verachten, und blieb ruhig liegen. Dies machte sie endlich so kühn, daß sie mit Steinen nach ihm warfen. Allein auch dadurch ließ er sich nicht aus seiner gemächlichen Lage bringen. Endlich, da auch die übrigen Wasserschöpfer herkamen, erhob er sich langsam, und schlenderte weiter.

Nachdem man sich mit Wasser nothdürftig versehen, und die nöthigen Schiffsausbesserungen vollendet hatte, lichtete man den 5ten des Wintermonats gegen Abend die Anker, und steuerte mit einem frischen Landwinde wieder hinaus in die See.

3.

Abermahlige Landung an der Küste von Patagonien. Beschreibung der großen Bewohner derselben. Einfahrt in die Magellanische Meerenge.

Nach einigen Seekarten soll in derjenigen Gegend des Meers, in welcher unsere Reisenden nunmehr segelten, eine Insel liegen, die Pepys-Insel genannt. Biron hatte beschlossen, dieselbe aufzusuchen; allein seine Bemühung war vergebens. Er überzeugte sich endlich, daß die angebliche Insel gar nicht dasei; und fuhr hierauf fort, längs der Patagonischen Küste gegen Süden zu steuern.

Das Wetter war zwar anfangs heiter, aber dabei so kalt, als es in England mitten im Winter zu sein pflegt, ungeachtet es hier mitten im Sommer war. Allein am 15ten entstand ein so heftiger Sturm, daß selbst Biron, der doch schon ehemahls mit Lord Anson die Reise um den Erdball gemacht hatte, sich nicht erinnern konnte, seinesgleichen jemahls erlebt zu haben. Die Wellen stiegen zu einer fürchterlichen Höhe, und droheten, in jedem Augenblicke die Schiffe in den Abgrund zu senken. Dieser ängstliche Zustand fing gegen Abend an, und dauerte die ganze Nacht hindurch. Erst am folgenden Morgen um 8 Uhr legte sich die Wuth des Sturms, und man athmete wieder freier.

Man hielt sich nunmehr so nahe als möglich am

Lande, um einen Hafen oder Ankerplatz zu entdecken, weil der dürftige Wasservorrath, den man zu Port Desiré eingenommen hatte, bereits auf die Neige ging. Man sah von fern einen Rauch aufsteigen, steuerte darauf zu, und ankerte ungefähr zwei Meilen *) weit vom Lande. Zu gleicher Zeit bemerkte man durchs Fernglas, dem Schiffe gegenüber, eine Anzahl von Reitern, welche hin und her ritten, und mit etwas Weißem in der Hand zu winken schienen, welches man für eine Einladung hielt. Und Biron beschloß, diese Einladung anzunehmen, um sich durch den Augenschein zu überzeugen, ob das alte Gerücht von der übermenschlichen Größe der Patagonier wahr sei, oder nicht.

Dem zufolge ließ er das zwölfrudrige Boot aussetzen, stieg mit einem Offizier und einem Trupp wohlbewaffneter Mannschaft hinein, und ließ sich nach dem Strande rudern. Herr Kumming, der erste Lieutenant des Schiffs, folgte in dem sechsrudrigen Boote nach.

Als sie sich nun der Küste näherten, erblickten sie auf einer steinigen Landspitze, die ziemlich weit ins Meer hervorlief, ungefähr 500 Eingeborne, einige zu Fuß, andere, und zwar die meisten, zu Pferde. Alle winkten und riefen unaufhörlich. Dieser freundschaftlichen Einladung ungeachtet, glaubte der Befehlshaber vorsichtig zu Werke gehen zu müssen. Er gab ihnen daher ein Zeichen, daß sie sich etwas zurückziehen möchten; und man gehorchte ihm augenblicklich.

*) So oft hier von Meilen die Rede ist, werden immer Seemeilen, und zwar Englische, verstanden, deren zwanzig auf einen Grad gehn, und wovon also jede ungefähr drei Viertel einer gewöhnlichen Deutschen Meile ausmacht.

Jetzt wurde gelandet. Biron stellte seine Mannschaft in Reihe und Glied, die Offiziere an ihre Spitze, und befahl ihnen, nicht eher aus der Stelle zu gehn, bis er ihnen ein Zeichen geben würde. Er selbst trat darauf allein vor, um sich den Patagoniern zu nähern. Da er merkte, daß diese in eben dem Maße, wie er ihnen näher kam, zurückwichen, gab er ihnen durch Zeichen zu verstehn, daß Einer von ihnen hervortreten möchte. Glücklicher Weise wurde dieses Zeichen verstanden, und Einer von ihnen, den man nachher für einen Anführer erkannte, kam dem Kommodore entgegen. Die Beschreibung, welche Biron von ihm macht, ist folgende:

Er war von riesenmäßiger Leibeshöhe, und schien das Mährchen von ehemahligen Giganten *) zu bestätigen. Um seine Schultern hing die Haut eines wilden Thiers; er selbst war mit allerlei Farben so wunderschön bemahlt, daß er einen recht scheußlichen Anblick verursachte. Um das eine Auge hatte er sich einen großen weißen Kreis, um das andere einen schwarzen gemahlt. Der übrige Theil des Gesichts war mit Streifen von verschiedenen Farben bestrichen. Biron schätzte die Höhe desselben auf sieben Fuß.

Indem nun Beide zusammentraten, murmelten sie sich einander etwas zu, welches einen Gruß bedeuten sollte. Dann gingen sie zusammen nach dem Haufen der Eingebornen, welchen Biron zuwinkte, daß sie sich setzen möchten, welches denn auch sobald geschah.

Der ganze Haufe bestand aus Männern, Weibern und Kindern. Die Weiber waren durchgängig von verhältnißmäßiger Größe; unter den Männern hingegen be-

---

*) Riesen.

merkte man wenige, welche kleiner, als der eben beschriebene Anführer, waren.

Einige alte Männer unter ihnen erhoben ihre Stimmen, und sangen in kläglichen Weisen einige unverständliche Worte mit ernsthafter und feierlicher Miene ab. Biron hielt dies für irgend einen heiligen Feiergebrauch, womit sie ihn als ihren Gast bewillkommen wollten.

Alle waren ungefähr auf einerlei Weise bemahlt und mit Fellen behangen; aber die um ihre Augen gemahlten Kreise waren bei Jeglichem von verschiedener Farbe, nämlich bei Einigen weiß und schwarz, bei Anderen weiß und roth, oder roth und schwarz u. s. w. Ihre Zähne waren weiß, wie Elfenbein, und standen vortrefflich an einander gereihet. Einige unter ihnen trugen etwas unsern Stiefeln Aehnliches an den Beinen, woran sie, in der Gegend des Absatzes, ein spitziges Holz befestiget hatten, welches ihnen zum Sporn diente.

Nachdem Biron diese Gesellschaft von Riesen lange genug angestaunt hatte, zog er einen Vorrath weißer und rother Glaskorallen hervor, und fing an, sie auszutheilen. Er hatte dabei das Vergnügen, zu sehen, daß dieses armselige Geschenk den Herren und Damen große Freude machte. Hiedurch ermuntert, langte er auch ein Stück grünes Band hervor, gab das eine Ende davon Einem von ihnen in die Hand, und ließ alle Diejenigen, die ihm zunächst saßen, so weit es reichen wollte, dasselbe anfassen. Hierauf schnitt er mit einer Scheere das Band jedesmahl zwischen zwei und zwei Anfassenden durch, so daß Jeder von ihnen eins der abgeschnittenen Stücke in der Hand behielt. Er wickelte hierauf jedes Stück Band Dem, der es bekommen hatte, um den Kopf, welches denn auch Jeder ruhig geschehen, und das Band nachher sitzen ließ.

Das Merkwürdigste hiebei war, daß dies Alles so friedlich und sittsam ablief, als wenn diese Gesellschaft von Wilden aus lauter gesitteten Leuten von feinen Gefühlen bestanden hätte. Denn ungeachtet man deutlich sah, daß das Band ihnen etwas sehr Schätzbares und Wünschenswürdiges zu sein schien, so blieb doch Jeder, auch von denen, welche nichts erhielten, ruhig sitzen, und man bemerkte nicht, daß nur ein Einziger ungehalten geworden wäre, oder versucht hätte, einem Andern Das, was ihm geschenkt war, zu entreißen. In der That ein Betragen, welches man von sogenannten Wilden kaum erwarten sollte, und welches ich meinen jungen Lesern auf ähnliche Fälle nicht genug zur Nachahmung empfehlen kann. Jeder, der an seinem Empfindungsvermögen noch nicht ganz verwahrloset ist, fühlt, daß das schön und rühmlich gehandelt sei, dahingegen Unverträglichkeit, Selbsüchtigkeit und Gierigkeit überall, wo sie wahrgenommen werden, Mißfallen und Abscheu erregen. So achtet denn auf dieses eigene Gefühl, ihr jungen Freunde, und thut bei vorfallender Gelegenheit Das, was von demselben gebilligt wird, und vermeidet Das, was dieser stille Richter unsrer Handlungen für unedel oder unrecht erklärt. Das ist der sichere Weg zu jeder schönen Tugend, und das untrügliche Mittel, sich bei Gott und Menschen wohlgefällig zu machen!

Jetzt laßt mich weiter erzählen.

Einer von den Männern zeigte einen Pfeifenkopf von rother Erde vor, wobei er durch Zeichen zu verstehen gab, daß er keinen Tabak habe, und gleichwol gern welchen haben möchte. Biron winkte hierauf seinen Leuten zu, die noch immer auf dem ihnen angewiesenen Platze stehen geblieben waren. Alsobald kamen drei oder

vier derselben herbeigerannt. Dies veranlaßte ein unangenehmes Mißverständniß. Die Indier nämlich, welche die von fern stehende Mannschaft immer im Auge behalten hatten, sahen kaum, daß Einige derselben sich in Bewegung setzten, als sie mit großem Geschrei aufsprangen und davon laufen wollten, vermuthlich, um ihre Waffen zu ergreifen, weil sie sich eines feindlichen Angriffs versahen.

Um den Folgen dieses Irrthums zuvorzukommen, lief Biron seinen Leuten entgegen, und rief ihnen, sobald er sie mit seiner Stimme erreichen konnte, zu, daß nur Einer von ihnen kommen, und allen Tabak, den er und seine Gefährten bei sich hätten, mitbringen solle. Dies zerstreute die Furcht der Eingebornen, und sie kehrten Alle nach und nach zu dem verlassenen Orte zurück. Aber Einer von ihnen, ein alter Mann, trat zu dem Befehlshaber, und sang ihm ein langes Lied in seiner Landessprache vor, wovon dieser jedoch natürlicher Weise auch nicht eine Silbe verstand.

Derjenige, welcher den Tabak brachte, war der Lieutenant Kumming. Dieser, welcher selbst von sehr ansehnlicher Länge war, indem er sechs Fuß und zwei Zoll maß, erstaunte nicht wenig, da er sich durch die Gegenwart dieser riesenförmigen Leute auf einmahl zum Zwerge gemacht sah *). Was die Größe dieser Menschenart noch merkwürdiger macht, ist die verhältnißmäßige Dicke derselben, welche man bei denjenigen Europäern, die sich durch eine ungewöhnliche Länge auszeichnen,

---

*) Das ist vermuthlich ein übertriebener Ausdruck; denn der Kapitän Wallis, der, wie aus der folgenden Erzählung erhellen wird, viele dieser Leute maß, fand keinen darunter, der über sieben Fuß hoch gewesen wäre.

selten zu bemerken pflegt. Biron versichert, daß der Kleinste unter den fünfhundert Patagoniern, welche man hier sah, wenigstens vier Zoll größer, und nach Verhältniß dicker gewesen sei, als der längste unter seiner Mannschaft.

Als der Tabak ausgetheilt war, traten vier oder fünf der Vornehmsten hervor, und baten, so viel man aus ihren Zeichen schließen konnte, daß ihre Gäste zu Pferde steigen, und mit ihnen nach ihren Wohnungen reiten möchten. Allein der Englische Befehlshaber glaubte mit Recht, daß es unvorsichtig gehandelt sein würde, in dieses Gesuch zu willigen, und gab ihnen zu verstehen, daß er nothwendig wieder nach den Schiffen zurückkehren müsse. Sie deuteten hierauf an, daß ihnen das leid thue, und setzten sich wieder nieder.

Einer der Alten versuchte indeß noch einmahl eine Einladung, durch ausdrucksvolle Zeichen. Er legte seinen Kopf einigemahl auf einen Stein, schloß seine Augen ungefähr eine halbe Minute lang, und zeigte darauf bald auf seinen Mund, bald nach den Bergen hin. Man glaubte, er wolle hiedurch andeuten, daß die Fremden, wenn sie mit ihm gehen und bei ihm übernachten würden, mit Lebensmitteln versorgt werden sollten. Allein auch diese Einladung wurde abgelehnt.

Als Biron endlich aufbrach, um wieder nach den Schiffen zurückzukehren, verlangte kein Einziger, ihn zu begleiten. Jeder blieb vielmehr, so lange man sie sehen konnte, ruhig sitzen.

Viele unter ihnen hatten Hunde bei sich. Vermuthlich bedienen sie sich derselben zur Jagd, welche ihre einzige Beschäftigung zu sein scheint. Ihre Pferde waren zwar klein und schlecht genährt, aber dabei schnell, und wohl zugeritten. Ein kleines Stückchen Holz diente

denselben zum Gebiß; daran war ein Zaum von ledernen Riemen befestiget, und statt eines Sattels trugen sie ein kleines ledernes Kissen. Weiber und Männer ritten auf einerlei Weise, und beide ohne Steigbügel. Dennoch jagten sie keck über einen Boden hin, der über und über mit großen und glatten Steinen besäet war.

Diejenige Gegend, wo diese Zusammenkunft mit den Patagoniern vorfiel, war nicht fern von der Mündung der Magellanischen Straße*), die, wie meinen jungen Lesern bekannt sein wird, die südliche Spitze von Amerika und das darunter liegende sogenannte Feuerland (Terra del fuego) von einander absondert. Ihren Namen hat dieselbe von demjenigen Portugiesischen Seefahrer, der sie zuerst entdeckte, durch sie hinfuhr, und der Erste war, welcher das große südliche Weltmeer bis nach Ostindien hin durchschiffte, oder die erste Reise um die Welt machte, ungeachtet er selbst sie nicht vollendete, weil er auf den sogenannten Diebsinseln sein Leben einbüßte. Biron steuerte nunmehr in diese Straße hinein, nicht, um dieselbe schon jetzt zu durchsegeln, sondern nur, um einen Hafen in derselben aufzusuchen, wo er sich mit Wasser und Holz versorgen könnte. Dann wollte er erst, bevor er weiter segelte, die unweit der Mündung dieser Straße liegenden Falklandsinseln aufsuchen, welche schon längst von einem Engländer entdeckt, aber noch immer nicht recht bekannt geworden waren.

Nachdem man die ersten beiden Engen dieser Straße

---

*) Straße, Kanal und Sund bedeuten in der Schiffersprache einen schmalen Theil des Meers zwischen zwei Ländern.

glücklich zurückgelegt hatte, steuerte man auf eine kleine Insel zu, welche in derselben liegt, und die Elisabethsinsel genannt wird. Allein da der Wind anfing, ihnen gerade entgegenzublasen, so sahen sie sich genöthiget, vor Anker zu gehen. Hier ließen sich gegen Abend sechs Indier am Strande sehen, welche ihnen winkten und zuriefen; allein da das Schiffsvolk einige Tage und Nächte sehr gearbeitet hatte, und also Ruhe bedurfte, so konnte der Befehlshaber es nicht übers Herz bringen, ihnen noch die Mühe zu machen, das Boot auszusetzen. Man ließ daher die Indier stehen; und da diese sahen, daß man auf ihre Einladung nicht achtete, so gingen sie endlich wieder weg.

Den 24. Dec. landete Biron in dem Boote auf einer Landspitze, Sandy Point (die Sandspitze) genannt. Die Küste war hier ungemein anmuthig. Hinter derselben breitete sich eine schöne flache Landschaft aus, deren Boden außerordentlich fruchtbar zu sein schien. Er war mit mancherlei Blumen bedeckt, welche die Luft mit Wohlgerüchen erfüllten. Das Gras war mit Erbsen untermengt, welche eben in voller Blüte standen, und es wimmelte hier von einer Art großer Vögel, die man, sowol ihrer Gestalt, als auch ihrer schönen Federn wegen, gemahlte Gänse nannte. Man traf auch verschiedene Wigwamms, d. i. Hütten der Indier, an; aber von den Bewohnern derselben bekam man keinen zu Gesicht.

Die reine und feine Luft, welche in dieser Gegend herrscht, hatte die Eßlust der Leute dermaßen geschärft, daß sie wol dreimahl mehr, als gewöhnlich, essen konnten. Es kam ihnen daher wohl zu Statten, daß Einige eine Menge Gänse, Enten und Schnepfen geschossen, Andere einen eben so ansehnlichen Fischzug gemacht hatten.

Von da segelte man weiter nach einem in der Straße gelegenen Hafen, Port Famine (der Hungerhafen) genannt, und legte sich daselbst dicht am Ufer vor Anker. Hier strömt ein Fluß in die Straße. Dieser hatte eine solche Menge Treibholz herbeigeführt, daß wol tausend Schiffe sich damit hätten versorgen können. An den Ufern dieses Stroms stehen die schönsten Bäume, welche, nach Birons Urtheile, für die ganze Brittische Seemacht die besten Masten von der Welt abgeben könnten. Zwischen den Aesten dieser Bäume wimmelte es, der Kälte des Himmelsstriches ungeachtet, von Papageien und andern Vögeln von wunderschönen Farben. Man fand auch Spuren wilder Thiere, und Hütten, von Menschen erbaut; aber man bekam weder Wild noch Menschen zu Gesicht. Hier und da stieß man auf ganz frische Feuerstellen, und einmahl, da man selbst Feuer angezündet hatte, sah man jenseit der Meerenge auf dem Feuerlande alsobald ein Gleiches geschehen. Vermuthlich sollte das irgend eine Bedeutung haben, die man aber nicht zu errathen vermochte. Die fernen Berge, welche man von hieraus entdecken konnte, waren alle erstaunlich hoch, und durchgängig mit Schnee bedeckt. Biron nahm auch eine Streiferei in die nördliche Gegend vor, und fand das Land überall ungemein angenehm. Der Boden war häufig mit Blumen bedeckt, welche unsern Gartenblumen weder an Schönheit, noch an Wohlgeruch etwas nachgaben.

Nicht weit von dem Ankerplatze des Schiffes hatte man neben einem Bache ein kleines Gezelt aufgeschlagen, worin drei Bootsmänner, welche sich mit Waschen beschäftigten, übernachten mußten. Diese wurden, bald nach Untergang der Sonne, aus dem ersten Schlafe durch das Gebrülle einiger wilden Thiere aufgeschreckt,

welches in der Finsterniß und Stille der Nacht unbeschreiblich fürchterlich klang. Zur Vergrößerung ihres Schreckens merkten die armen Leute, daß diese gräulichen Stimmen je länger je lauter und näher ertönten. Zu entfliehen war nicht möglich, und zur Vertheidigung fehlte es ihnen an Waffen; sie schienen daher verloren zu sein.

Aber Erfahrung, Vernunft und Ueberlegung schützen Den, der sie gehörig zu gebrauchen weiß, bei tausend Vorfallenheiten mehr, als den Starken seine Stärke, oder den Bewaffneten sein Geschoß. So auch hier. Diese armen Bootsmänner erinnerten sich in ihrer bedrängten Lage, einmahl gehört zu haben, daß die reißenden, wilden Thiere eine natürliche Furcht vor dem Feuer haben sollen, und sogleich beschlossen sie, von dieser Erfahrung zu ihrer Rettung Gebrauch zu machen. Sie zündeten also hurtig ein helles Feuer an, und unterhielten dasselbe sorgfältig in hohen Flammen. Und siehe! das Mittel half. Die Unthiere wagten es nicht, sich diesem Feuer zu nähern; sie begnügten sich bloß, die klugen Bootsmänner belagert zu halten, und ihnen die ganze Nacht hindurch etwas vorzubrüllen. Als endlich der Tag anbrach, schlichen sie sich davon.

Seht da, ihr jungen Freunde, ein abermahliges, lehrreiches Beispiel von dem großen Nutzen, den man davon hat, wenn man auf eigene und auf anderer Leute Erfahrungen fleißig achtet, und sich sorgfältig merkt Alles, was man hört, sieht oder lieset, auch wenn man nicht gleich absehen kann, wozu man es einmahl werde gebrauchen können. Keine Erkenntniß und keine Erfahrung, sie betreffe was sie wolle, ist so unbedeutend, daß sie uns nicht einmahl über kurz oder lang gar sehr zu Statten kommen sollte. Das lernen wir hier abermahls

an dem Beispiele dieser Bootsmänner, und das soll uns denn zum Beweggrunde dienen, auf Alles wohl zu achten, und nichts in den Wind zu schlagen, wodurch wir den Schatz unserer Erkenntniß und Erfahrung bereichern können. So werden wir immer weiser und immer glücklicher werden.

Die Benennung dieses Hafens: Port Famine, d. i. Hafen der Hungersnoth, ist durch folgende Begebenheit veranlaßt worden. Die Spanier legten hier vor ungefähr 200 Jahren eine Pflanzstadt an, die sie Philippeville nannten. Die Zahl der Menschen, die sich daselbst niederließen, belief sich auf 400. Als nun sechs Jahre nachher ein bekannter Englischer Seefahrer, Namens Cavendish, in diese Gegend kam, fand er von jener großen Anzahl von Menschen nur noch einen einzigen, welcher Hernando hieß. Von diesem erfuhr er denn, daß alle seine Landsleute, bis auf 24, aus Mangel an Lebensmitteln umgekommen waren. Drei und zwanzig von diesen Uebriggebliebenen hatten sich auf den Weg gemacht, um, wo möglich, einen Spanischen Pflanzort am Plata-Strome zu erreichen; Hernando allein war geblieben. Von jenen hat man niemahls wieder etwas gehört; vermuthlich also waren sie auf ihrer langen und gefahrvollen Reise umgekommen.

Daher die Benennung des Hafens der Hungersnoth.

4.

Rückreise von Port Famine nach den Falklandsinseln. Abermahliger Eintritt in die Magellanische Straße und gänzliche Durchfahrt durch dieselbe.

Nachdem man bis zum 4ten Jänner allhier verweilt, und beide Schiffe mit Holz und Wasser hinreichend ver-

sorgt hatte, ging man wieder unter Segel, und steuerte zurück, um, bevor man weiter reisete, erst die Falklandsinseln aufzusuchen.

Auf dieser Rückreise lief der Delphin augenscheinliche Gefahr, zu scheitern. Denn, nachdem man sich mit vieler Mühe und Vorsicht aus der Meerenge wieder glücklich hinausgearbeitet hatte, und der Befehlshaber, welcher vier und zwanzig Stunden hinter einander auf dem Verdecke gewacht hatte, sich nun eben, da er das Schiff in Sicherheit glaubte, zur Ruhe begab, so wurde er plötzlich durch einen starken Stoß des Schiffes wieder aufgeschreckt. Er rannte augenblicklich aufs Verdeck zurück, und bemerkte bald mit Bestürzung, daß das Schiff auf einer Sandbank fest saß. Zum größten Glück herrschte gerade eine vollkommene Windstille, und es dauerte nur noch eine kleine Weile, so trat eben so erwünscht die Flutzeit ein. Durch Beides wurde das Schiff gerettet. Die Tamar hatte bald nachher einen ähnlichen Zufall; allein auch sie wurde glücklich wieder abgebracht.

Jetzt segelte man in offener See gegen Osten, bis zum 12ten Jänner, an welchem man die Falklandsinseln zu Gesicht bekam. Die See ist hier von Seehunden, die Luft von Vögeln belebt. Auch ließen sich verschiedene Wallfische sehen, die rings um die Schiffe herum das Wasser, gleich Strömen, von sich bliesen. Einige derselben schienen von ungeheurer Größe zu sein.

Nichts wünschte man jetzt sehnlicher, als bei einer dieser Inseln einen bequemen und sichern Hafen zu finden. Nach langem Suchen, wobei die Schiffe mehr als einmahl Gefahr liefen, an den felsigen Küsten zu scheitern, wurde ihnen dieser Wunsch endlich glücklich gewährt. Man fand eine sehr bequeme und geräumige Bucht, welche vor jedem Winde geschützt lag. Dem da-

mahligen ersten Lord des Seeraths oder der Admiralität zu Ehren, nannte man dieselbe Port Egmont.

Hier gab es Lebensmittel und Erfrischungen von allerlei Art in Ueberfluß. Da war frisches Trinkwasser die Fülle, und Gänse, Enten, Schnepfen und andere Vögel bedeckten den Strand und verfinsterten die Luft. Man brauchte nicht erst danach zu schießen; man durfte nur mit Knitteln oder Steinen aufs Gerathewohl in die Luft oder auf den Strand werfen, und man verfehlte seine Absicht fast nie. Auch Seehunde giebt es hier in so unbeschreiblicher Menge, daß der Strand damit bedeckt war, und daß man den Fuß nicht aus der Stelle setzen konnte, wenn man sie vorher nicht erst weggetrieben hatte.

Eine der wohlthätigsten Erfrischungen für Seefahrer, die am Scharbock leiden, der wilde Selleri nämlich und Sauerklee, fand sich hier gleichfalls in Ueberfluß. Nur an Holz gebricht es auf diesen Inseln gänzlich, etwas weniges Treibholz ausgenommen, welches die Meereswogen wahrscheinlich aus der Magellanischen Meerenge herbeiführen, und hie und da an den Strand werfen.

Damit aber meinen jungen Lesern dieses Land wegen der Leichtigkeit, womit man hier Seehunde und Vögel fangen kann, nicht gar zu angenehm vorkomme, so muß ich ihnen auch wol etwas von den furchtbaren Thieren erzählen, deren es hier gleichfalls in großer Menge giebt.

Dazu gehören zuvörderst die Seelöwen. Meine Leser kennen dieselben, wo nicht schon sonst, doch wenigstens aus dem ersten Theile dieser Reisebeschreibungen. Diejenigen, welche an den Küsten der Falklandsinseln leben, sind unbändiger und furchtbarer, als gewöhnlich. Man hielt oft lange und gefährliche Gefechte mit diesen

Thieren, und zuweilen mußten wol an zwölf Mann sich eine ganze Stunde lang mit einem einzigen derselben herumschlagen, bevor sie es erlegen konnten. Der Befehlshaber selbst wurde eines Tages ganz unvermuthet von einem solchen Seelöwen angefallen, und entging ihm nur mit genauer Noth. Sein Hund hingegen wurde bei dieser Gelegenheit durch einen einzigen Biß fast in Stücken zerrissen.

Aber dies ist nicht die einzige Art gefährlicher Thiere, vor welchen man hier auf seiner Hut sein muß. Eines Tages, da der Steuermann ausgesandt war, um die Küste zu sonden *), berichtete er bei seiner Zurückkunft, daß vier wolf-artige, grimmige Thiere bis an den Bauch ins Wasser gelaufen seien, um ihn und seine Gefährten im Boote anzugreifen, und daß man, aus Mangel einer Flinte, sich genöthigt gesehen habe, das Boot abzustoßen. Als hierauf Biron den nächsten Morgen selbst ans Land ging, stieß er mit seinen Leuten auf einen der größten Seelöwen, den man je gesehen hatte. Man ließ sich mit ihm ein; aber kaum hatte der Kampf seinen Anfang genommen, als man eins von den oberwähnten Thieren herbeirennen sah, gleichsam als wenn es dem Seelöwen zu Hülfe kommen wollte. Es wurde indeß erschossen, noch ehe es den Kampfplatz erreichte.

Eben so angreifend zeigten sich diese Thiere nachher bei jeder Gelegenheit. So oft sie einen Menschen wahrnahmen, kamen sie spornstreichs auf denselben zugerannt, um ihn anzufallen. Man erlegte auf diese Weise an dem nämlichen Tage nicht weniger als fünf.

---

*) d. i. durch Hülfe des Senkbleies die Tiefe des Wassers zu erforschen.

Das Schiffsvolk nannte sie zwar Wölfe; allein ihre Größe und die Gestalt des Schwanzes ausgenommen, schienen sie eher eine Art von Füchsen zu sein. Auch graben sie sich, wie diese, Löcher in die Erde, wobei ihnen ihre langen und scharfen Klauen treffliche Dienste thun.

Es giebt hier eine große Menge dieser Thiere. Wie sie zuerst auf diese Inseln, welche wenigstens hundert Seemeilen weit vom festen Lande abliegen, gekommen sein mögen, das läßt sich schwerlich angeben. Meine jungen Leser mögen ihre eigene Vermuthungskraft daran üben. Um ihrer los zu werden, steckte das Schiffsvolk das trockene Gras in Brand. Davon gerieth das ganze Land, so weit das Auge reichte, in Flammen, und man sah sie hierauf herdenweise die Flucht ergreifen.

Dem Schiffsvolke wurde, so lange man hier vor Anker lag, alle Morgen ein herrliches Frühstück von sogenannter Taschenbrühe (Bouillon de poche) bereitet, die, mit wildem Selleri und Habermehl vermischt, eine eben so wohlschmeckende als gesunde Speise gab. Um diese Taschenbrühe zu bereiten, kocht man in einem fest verschlossenen Topfe allerlei Fleisch so lange, bis es zu Gallert aufgelös't wird. Dann seihet man es durch; und wenn hierauf dieser Gallert kalt geworden ist, so wird er hart, und behält diejenige Form, die man ihm gegeben hat, so daß man ihn, gleich Schokoladentafeln, füglich in der Tasche tragen kann. Thut man ihn nachher in kochendes Wasser, so löset er sich wieder auf, und giebt dem Wasser den Geschmack einer frischen Fleischbrühe. Für Reisende und besonders für Seefahrende eine vortreffliche Erfindung!

Da endlich die Zeit gekommen war, daß man weiter segeln wollte, so nahm Biron im Namen Seiner Brit-

tischen Majestät von dem Hafen und allen umherliegenden Inseln feierlich Besitz, das heißt, er erklärte unter einigen, bei solcher Gelegenheit gewöhnlichen Gebräuchen, daß diese Inseln künftig dem Könige von Großbritannien und keinem Andern zugehören sollten. Und wider diese Besitznehmung war nun wol nichts einzuwenden, weil diese Länder bisher noch gar nicht bewohnt gewesen waren, und also Derjenige, der sie zuerst entdeckte, das nächste Recht dazu hatte. Dies war aber, wie man glaubt, ein Engländer; ungeachtet Andere dem bekannten Spanier, Amerikus Vespucius, die Entdeckung derselben zuschreiben wollen.

Allein befremdender ist es, wenn man die Herren Länderentdecker und Weltumsegler von Inseln und Ländern Besitz nehmen sieht, welche nicht allein Einwohner, sondern auch schon eine Art von bürgerlicher Verfassung haben, wie wir das in der Folge häufig sehen werden. Gleichsam als wenn man nothwendig ein Europäer sein müßte, um ein Landeigenthum zu haben, und als wenn die Indier keine Menschen wären, die etwas Eigenthümliches besitzen könnten! Allein die Mode hat dies Verfahren der Enropäischen Mächte nun schon so gewöhnlich gemacht, daß es fast Keinem mehr auffällt. Was die allgewaltige Mode doch nicht Alles vermag! Sogar Recht in Unrecht, und Unrecht in Recht verwandeln; — wunderbar!

Man ging den 27sten Jänner wieder unter Segel, und steuerte abermahls der Magellanischen Meerenge zu.

Während dieser Fahrt schwärmte eine solche Menge von Wallfischen um die Schiffe herum, daß die Schiffahrt dadurch wirklich gefährlich wurde. An einem derselben streifte man hart vorbei, und ein anderer blies sogar das Wasser bis auf das Verdeck. Diese Thiere

übertrafen an Größe alle andere, welche man jemahls gesehen hatte.

Uebrigens fiel bei der abermahligen Einfahrt in die Magellanische Meerenge nichts vor, welches meinen jungen Freunden erzählt zu werden würdig wäre. Ich überhüpfe daher einen Zeitraum von vier Wochen, und führe meine Leser gleich mitten in die Magellanische Straße, wo unsre Reisenden sich den 1sten März in einer Gegend vor Anker legten, welche der Hieronymus-Sund genannt wird.

Sie erblickten hier, dem Schiffe gegenüber, am nördlichen Strande drei oder vier Feuer; und nicht lange, so sahen sie einige Kähne, mit Indiern besetzt, herbeirudern. Sobald diese die Schiffe erreicht und eine Zeitlang um dieselben herumgerudert hatten, faßte Einer von ihnen das Herz, an Bord zu kommen. Sein elender kleiner Kahn war aus Baumrinden gemacht. Außer ihm befanden sich darin noch vier Männer, zwei Weiber und ein Knabe; Alle so armselige menschliche Geschöpfe, daß man ihres Gleichen nie gesehen hatte. Trotz der rauhen Himmelsgegend, in welcher es oft mitten im Sommer eben so kalt, als bei uns mitten im Winter zu sein pflegt, hatten diese elenden Menschen doch ganz und gar keine Bedeckung, ein stinkendes Seehundsfell ausgenommen, welches ihnen los um die Schultern flatterte. Indeß waren sie doch mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, die sie gern für ein paar Glaskorallen vertauschten, eine Waare, worauf die Wilden fast durchgängig einen hohen Werth zu setzen pflegen.

Wer von meinen jungen Lesern etwa geneigt ist, sie deßhalb auszulachen, den bitte ich, erst zu bedenken, daß wir klügern Europäer in diesem, wie in manchem andern Stücke, nicht minder belachenswerthe Thoren sind, in-

dem wir z. B. Gold, Edelsteine und Perlen — Dinge, die an und für sich selbst eben so wenig Nutzen, als die Glaskorallen, gewähren — unter die wünschenswürdigsten Dinge zählen. Aber, werdet ihr vielleicht sagen, dafür kann man doch etwas Nützliches kaufen oder eintauschen! Richtig; aber würde man das können, wenn man diesen unnützen Dingen nicht lächerlicher Weise einen so hohen Werth beigelegt hätte? Und wer weiß, ob nicht die Wilden unter sich von den Glaskorallen den nämlichen Gebrauch zu machen wissen?

Die Pfeile dieser Indier waren ungefähr zwei Fuß lang, aus einer Art von Rohr gemacht und mit einem grünen Steine zugespitzt. Der Bogen mochte etwa drei Fuß lang sein, und die daran befindliche Schnur war ein getrockneter Darm von irgend einem, ich weiß nicht, welchem Thiere.

Da man an eben diesem Tage noch etwas weiter segelte, so kamen gegen Abend verschiedene andere Indier an Bord, die den vorigen völlig ähnlich waren, eben so armselig an Geist und Körper, wie jene. Man machte ihnen Geschenke mit Glaskorallen, Bändern und andern dergleichen Kleinigkeiten, und ihre Freude darüber war sehr groß.

Um ihren Besuch zu erwiedern, setzte sich der Befehlshaber in die Jölle *) und ließ sich ans Land fahren. Zu seiner Begleitung nahm er nur einige wenige Personen mit, weil er besorgte, daß eine größere Anzahl sie in Furcht setzen möchte. Die gutmüthigen Wilden nahmen ihn am Strande mit vielen Freundschaftsbezeigungen auf, und bewirtheten ihn mit gewissen wilden Beeren, welche diese Gegend hervorbringt,

---

*) Ein kleines Boot.

und welche, nebst Dem, was das Meer an Muscheln und todten Fischen auswirft, wo nicht ihre einzige, doch ihre vornehmste Nahrung auszumachen schienen.

Am folgenden Tage segelte man in der Straße weiter.

Die Fahrt in dieser Meerenge ist eine der mühsamsten und gefährlichsten, welche ein Seefahrer machen kann. Häufige Stürme, Klippen und Sandbänke setzten die Schiffe fast an jedem Tage in die äußerste Gefahr, zu scheitern, und die Luft war dabei gemeiniglich so rauh und kalt, als sie bei uns nur im Winter zu sein pflegt. Das Land an beiden Seiten ist fast durchgängig wild und öde, und Gebirge, welche sich über die Wolken erheben, und von oben bis unten mit Eis und Schnee bedeckt sind, beschränken die Aussicht. Dies Alles macht die Schifffahrt in diesem Kanale eben so unangenehm, als sie beschwerlich und gefahrvoll ist.

Eines Tages, da der Befehlshaber einen Offizier in einem Boote vorausgeschickt hatte, um die Tiefen zu untersuchen, erzählte ihm derselbe bei seiner Zurückkunft, daß er einigen Indiern begegnet sei, deren Einer ihm einen Hund geschenkt habe. Es war auch eine Frau dabei gewesen, die ein kleines Kind an der Brust hatte. Diese — man sehe, wie diese armen Menschen fast unter die Natur der Thiere herabgesunken sein müssen! — hatte dem Offizier dieses ihr eigenes Kind angeboten. Man schaudert bei dieser Vorstellung, weil sie uns die Menschen in ihrer tiefsten Erniedrigung darstellt. Wie sehr muß nicht die Seele einer Mutter an allen menschlichen Gefühlen abgestumpft sein, welche fähig ist, das Kind von ihrer Brust zu reißen, um es dem ersten dem besten Fremdling zu schenken, oder gegen ein paar Glaskorallen zu vertauschen.

Die Witterung wurde jetzt von Tage zu Tage rauher. Ein strenger Winter schien von dieser öden und fürchterlichen Gegend schon völlig Besitz genommen zu haben, ungeachtet noch nicht einmahl die Zeit des Herbstes angebrochen war. Die armen Seeleute litten daher unbeschreiblich viel von Kälte, wozu noch die große Unbequemlichkeit kam, daß sie, des häufigen Regens wegen, selten einen trockenen Faden am Leibe hatten. Der Befehlshaber ließ daher unter die halberstarrte Mannschaft beider Schiffe, die Offiziere mit eingeschlossen, ein dickes wollenes Zeug zu Wämsern austheilen, welches ihnen ausnehmend zu Statten kam.

Nach unbeschreiblich vielen Beschwerlichkeiten und Gefahren erreichte man endlich das jenseitige Vorgebirge der Straße, und blickte nunmehr in die weite Südsee hin. Ein an das nördliche Ufer abgeschickter Offizier berichtete bei seiner Zurückkunft, daß er auf einige Indier gestoßen sei, die einen Nachen bei sich führten, der von denen, welche man vorher gesehen hatte, ganz verschieden, nämlich nicht von Baumrinde, wie jene, sondern von zusammengesetzten Planken gewesen sei. »Diese Leute,« sagte er, »kamen an Gestalt und Sitten dem Viehe näher, als Alle, die uns vorher zu Gesicht gekommen. Auch sie gingen, der gräulichen Witterung ungeachtet, völlig nackt, nur daß ein Seehundsfell um ihre Schultern flatterte. Ihre Speisen, die nicht leicht ein anderes Thier, als ein Schwein, angerührt haben würde, aßen sie ohne alle Zubereitung. Sie hatten ein großes Stück von einem ölichten, wallfischartigen Fische bei sich, welches einen unausstehlichen Gestank verursachte. Einer von ihnen zerriß dasselbe mit den Zähnen, und theilte den Uebrigen davon mit, die es mit der Gierigkeit eines wilden Thiers hinunterschluckten.

Gleichwol sahen sie Dasjenige, was unsere Leute besaßen, nicht mit Gleichgültigkeit an; denn unterdeß, daß Einer von diesen schlief, schnitten sie ihm das Hinterstück seiner Jacke mit einem scharfen Feuersteine ab, dessen sie sich statt eines Messers bedienten.

Da man am folgenden Tage still lag, um Holz und Wasser einzunehmen, kamen sieben bis acht Indier in einem Kahne herbeigeschwommen, traueten sich aber nicht völlig heran, sondern landeten den Schiffen gegenüber, und machten ein Feuer an. Man lud sie durch Zeichen ein, an Bord zu kommen; aber vergebens! Der Befehlshaber stieg darauf in die Jölle, und fuhr zu ihnen. Nachdem er eine Zeitlang bei ihnen gewesen, und sich durch Zeichen mit ihnen unterhalten hatte, schickte er seine Leute zurück, um Schiffsbrot zu holen, und blieb unterdeß bei ihnen allein. Das Brot wurde jetzt gebracht, und Biron fing an, es unter sie zu vertheilen. So oft ein Stück davon zur Erde fiel, hatte er jedesmahl das Vergnügen, zu sehen, daß Niemand von ihnen es eher aufnehmen wollte, bis er seine Erlaubniß dazu gegeben hatte. Ein sonderbarer Zug in der Gemüthsart dieser Wilden! So ungesittet und viehisch in jeder andern Betrachtung, und dabei doch so bescheiden, so viel Herrschaft über ihre Begierden!

Eine andere eben so liebenswürdige Eigenschaft, die man an ihnen wahrnahm, stach gleichfalls stark gegen ihre sonstige Wildheit ab. Dies war ein Gefühl von Dankbarkeit, welches sie auf eine rührende Weise an den Tag zu legen suchten. Da sie nämlich bemerkten, daß die Bootsleute Gras für einige Schafe abschnitten, welche man auf dem Schiffe hatte, fingen sie augenblicklich an, alles Kraut, welches sie nur finden konnten, auszuraufen und nach dem Boote zu tragen. Biron

wurde durch diesen Beweis ihres guten Willens gar sehr gerührt, und er konnte bemerken, daß das Vergnügen, welches er darüber äußerte, ihnen Freude machte.

Diese gutmüthigen Wilden hatten ihn bald so lieb gewonnen, daß sie, da er wieder ins Boot stieg, Alle sogleich in ihren Nachen sprangen und ihn begleiteten. Man kam ans Schiff. Hier ließen sie, beim Anblick eines so großen und wunderbaren Gebäudes, vor Erstaunen und Schrecken die Ruder sinken, und blieben eine gute Weile wie versteinert. Endlich bewog man Einige derselben, wiewol mit Mühe, an Bord zu kommen.

Hier machte man ihnen allerhand kleine Geschenke, und es dauerte hierauf nicht lange, so schienen sie vollkommen ruhig und unbesorgt zu sein. Um ihnen ein Vergnügen zu machen, fing Einer der Schiffsleute an, auf der Geige zu spielen, und einige Andere tanzten. Das war eine herrliche Unterhaltung für sie! Sie wurden darüber so entzückt, und zugleich so begierig, sich dankbar dafür zu bezeigen, daß Einer von ihnen in den Nachen sprang, einen Beutel von Seehundshaut mit rother Farbe holte, und dann des Geigers Angesicht sehr emsig damit anzuschmieren begann. Er wollte hiernächst dem Befehlshaber die nämliche Ehre anthun, und dieser hatte alle Mühe von der Welt, die sonderbare Höflichkeitserweisung von sich abzulehnen, weil man seine Weigerung für übertriebene Bescheidenheit hielt. Nachdem sie einige Stunden sehr vergnügt auf dem Schiffe zugebracht hatten, gab man ihnen zu verstehen, daß es gut sein würde, wenn sie nunmehr wieder ans Land zurückgingen. Aber ihre Zuneigung gegen den Befehlshaber und das Schiffsvolk war so groß, daß es Mühe kostete, sie dazu zu bewegen.

Den 7ten des Wandelmonats oder Aprils lichtete

man zum letzten Mahle in der Straße die Anker, und da zu gleicher Zeit ein überaus günstiger Wind aufsprang, so hatte man in zwei Tagen das Glück, die öden und rauhen Küsten dieser Meerenge völlig zurückzulegen, und nunmehr in das unermeßliche große Südmeer zu stechen. Die ganze mühselige Durchfahrt hatte sieben Wochen und zwei Tage gekostet.

5.

Lauf der Schiffe von der westlichen Mündung der Magellanischen Straße bis zu den Inseln der fehlgeschlagenen Erwartung.

Nunmehr bitte ich meine jungen Leser, diejenige Karte vor sich hinzulegen, welche dieser Reisebeschreibung beigefügt ist, und worauf sie die fernere Fahrt unserer Reisenden bis nach Ostindien hin verzeichnet finden.

Als sie die Straße gänzlich zurückgelegt hatten, steuerten sie anfangs, wie aus dem auf der Karte befindlichen Striche, der den Lauf der beiden Schiffe andeutet, erhellet, gegen Westen; dann wandten sie sich, und fuhren längs der westlichen Küste von Südamerika hinauf gen Norden. Es war der 9te des Wandelmonats 1765, an welchem sie ins Südmeer einliefen. Von da bis zum 16ten sahen sie nichts, als Wasser und Himmel, und es begegnete ihnen nichts, was des Wiedererzählens würdig wäre.

An dem letztgenannten Tage erblickte man zum ersten Mahle wieder Land. Es war die Insel Masafuero, welche meine Leser auf unserer Karte angegeben finden. Die nicht weit davon liegende Insel Don Juan Fernandez blieb ihnen zur Seite liegen, und konnte, des nebeligen Wetters wegen, nicht von ihnen gesehen werden.

Man steuerte auf Masafuero los, und suchte lange vergeblich einen Platz, wo man die Schiffe mit einiger Sicherheit vor Anker legen könnte. Endlich fand man, was man suchte. Allein die Küste war überall so felsig, und die Brandung *) an derselben so stark, daß man es nicht möglich fand, mit einem Boote ans Land zu kommen. Gleichwol mußte man sich hier nothwendig mit Wasser und Holz versorgen; und so groß daher auch die Gefahr zu sein schien, so mußten doch Leute dazu beordert werden.

Zum Glück hatte der Befehlshaber sich für Fälle dieser Art mit einer Anzahl von Korkwämsern versehn, die sowol das Schwimmen erleichtern, als auch Den, der damit bekleidet ist, verwahren, daß er nicht an den Klippen zerquetscht werde. Durch dieses Hülfsmittel wurde nach und nach ein ziemlicher Vorrath von Wasser und Holz an Bord geschafft, auf den man, in Ermangelung jener Wämser nothwendig hätte Verzicht thun müssen. Man blieb nämlich mit den Böten außerhalb der Brandung liegen, und die mit Korkwämsern versehenen Bootsmänner schwammen hindurch. Dann wurden die gefüllten Wasserfässer und das gefällte Holz an Stricke gebunden, und so nach den Böten hingezogen.

Allein Diejenigen, welche sich auf diese Weise ins Wasser wagten, um ans Land zu schwimmen, schwebten, troz ihrer Korkwämser, doch jedesmahl in großer Ge-

*) Das Aufsteigen und Brechen der Wellen an einer Küste, oder an Felsen, welche unweit der Küste unter dem Wasser verborgen liegen. Die daran sich brechenden Wogen pflegen zuweilen wie ein Mastbaum hoch in die Luft zu steigen.

fahr, ihr Leben auf die jämmerlichste Weise einzubüßen. Es gab nämlich in dieser Gegend des Meeres eine Menge sehr großer Haifische *), deren einige über zwanzig Fuß lang waren, und welche, so oft sie einen schwimmenden Menschen erblickten, sogar die Brandung nicht scheueten, sondern in dieselbe hineinschossen, um ihn zu erhaschen. Einige Bootsleute geriethen dadurch in große Gefahr, der sie nur mit genauer Noth zu entkommen das Glück hatten. Man sah die gefräßigen Seeungeheuer ganze Seehunde, die sie erhaschten, wie einen einzigen Bissen hinunterschlucken.

Man fand die Insel mit Ziegen bevölkert. Verschiedene derselben wurden erlegt, und man fand ihr Fleisch eben so wohlschmeckend, als das schönste Wildbret. Eine derselben schien schon einmahl in menschlicher Bothmäßigkeit gewesen zu sein; denn sie war am Ohr auf eine solche Weise gezeichnet, daß man wohl sehen konnte, daß es nicht zufällig geschehen war. Außerdem gab es hier einen solchen Ueberfluß an Fischen, daß man mit leichter Mühe in kurzer Zeit mehr derselben fangen konnte, als die ganze Schiffsmannschaft zu einer Mahlzeit nöthig hatte. Einige wogen 20 bis 30 Pfund, und ihr Geschmack war vortrefflich.

Indem man nun mit der Einholung des Holzes und Trinkwassers auf die eben beschriebene Weise beschäftiget war, ereignete sich folgender Vorfall.

Der Konstabel und ein Bootsmann, welche mit ans Land geschwommen waren, fanden gegen Abend, da sie zurückzukehren dachten, die Brandung so fürchterlich, daß sie es nicht wagen wollten, mit ihren Gefährten

*) Ich habe diesen furchtbaren Raubfisch in der Entdeckung von Amerika beschrieben.

wieder hindurch zu schwimmen. Sie wurden daher Beide am Lande zurückgelassen.

Am folgenden Tage fand der Befehlshaber für nöthig, die Schiffe an einer andern Stelle ankern zu lassen, welche ungefähr anderthalb Meilen weiter nordwärts lag. Er schickte daher ein Boot aus, um die beiden Zurückgebliebenen abzuholen. Nun konnte aber das Boot, wie wir wissen, der Brandung wegen nicht bis ans Land gehn. Man rief daher den beiden Männern zu, daß sie herbeischwimmen möchten. Der Konstabel wagte es, und kam glücklich an Bord; allein der Bootsmann, der kein Schwimmer war, entsetzte sich vor dem Anblicke der Gefahr und blieb abermahls zurück.

Der Befehlshaber schickte noch einmahl nach ihm aus, und ließ ihm zurufen: es stehe wahrscheinlicher Weise stürmisches Wetter bevor; dann dürften die Schiffe leicht von ihrem Ankerplatze weggetrieben werden, und dann werde er Gefahr laufen, den Rest seines Lebens auf dieser Insel allein zuzubringen. Allein der Mann blieb unbeweglich. Er sei überzeugt, sagte er, daß wenn er es versuchen wolle, nach dem Boote hin zu schwimmen, er gewiß ertrinken werde. Er wolle daher lieber bleiben, wo er sei; es möge ihm auch gehen, wie es wolle. Er nahm hierauf einen zärtlichen Abschied von den Gefährten im Boote, und wünschte ihnen alles mögliche Wohlergehn, welches diese von Herzen erwiederten.

Da nun eben das Boot im Begriff war, wieder umzukehren, und den armen Kerl seinem Schicksale zu überlassen, so ergriff einer der Unteroffiziere das eine Ende eines im Boote befindlichen Stricks, sprang damit in die See, und schwamm durch die schäumende und wogende Brandung hindurch nach dem Orte, wo der

arme Johann — so hieß der neue Robinson — in niedergeschlagener Stellung stand, und sein unglückliches Schicksal überdachte. Jener bemühete sich nun, ihm den Vorsatz, auf der Insel zurückzubleiben, durch die kräftigsten Vorstellungen auszureden; aber umsonst! Johann sah seinen Tod im Wasser, wenn er sich in die Brandung wagen wollte, als gewiß an, und war daher schlechterdings nicht zu bewegen, das Land zu verlassen.

Der Unteroffizier hatte unterdeß an seinem Stricke unvermerkt eine Schlinge geschürzt. Plötzlich warf er ihm dieselbe um den Leib, und hurtig rief er seinen Gefährten im Boote, welche das andere Ende des Strickes hielten, zu, daß sie es nach sich ziehen sollten. Man gehorchte; und so wurde der arme Johann Hals über Kopf ins Meer und durch die Brandung hingerissen. Jetzt hob man ihn ins Boot; aber ach! er schien schon ganz entseelt zu sein. Man machte sich indeß über ihn her, richtete ihn auf den Kopf, blies ihm Luft ein, und hatte in kurzer Zeit das Vergnügen, ihn ins Leben zurückkehren zu sehen. Der Unteroffizier schwamm auch herbei, und so kehrten Alle, vergnügt über den glücklichen Ausgang dieses Abenteuers, zurück nach dem Schiffe.

Man verließ nunmehr die Insel Masafuero und fuhr noch eine Zeitlang fort, gegen Norden zu steuern, bis man den 27sten Grad der südlichen Breite erreicht hatte, da man die Schiffe wandte, um nun gegen Westen zu segeln. Ich bitte, hier abermahls auf unserer Karte nachzusehn.

Nachdem man zehn Tage lang ununterbrochen unter Segel geblieben war, erblickte man verschiedene Vögel um das Schiff her, welche Hoffnung zu einem nahen Lande machten. Einige derselben waren vorzüglich merkwürdig. Sie flogen hoch, waren so groß, wie eine

Gans, und so weiß, wie Schnee, die Füße ausgenommen, welche schwarz waren.

Verschiedene Tage danach erblickte man zwei andere große Vögel, welche schwarz waren, nur daß sie einen weißen Hals und einen Schnabel von gleicher Farbe hatten. Ihr Flug war schwerfällig; man schloß daraus, daß sie zu langen Reisen unfähig wären; und das machte abermahls Hoffnung, daß man bald irgend ein Land zu Gesicht bekommen würde.

Je weiter man kam, desto größer wurde die Zahl von allerhand Vögeln, welche die Schiffe begleiteten; aber Land wollte sich immer noch nicht zeigen. Gleichwol hatte man täglich größere Ursache, sich danach zu sehnen, weil die Mannschaft immer mehr und mehr vom Scharbock ergriffen, und dadurch zur Arbeit unfähig gemacht wurde.

Erst am 7ten des Sommermonats entdeckte man früh Morgens eine kleine und bald darauf eine größere Insel, bei welcher man in der Dunkelheit der Nacht hart vorbeigesegelt sein mußte. Man befand sich damahls unter dem 15ten Grade südlicher Breite, und in der westlichen Länge von 145 Graden. Meine jungen Leser finden diese beiden Inseln auf unserer Karte unter dem Namen der Inseln der fehlgeschlagenen Hoffnung angegeben.

Man steuerte gegen die kleine Insel zu, und nahm bei weiterer Annäherung ein Land wahr, welches durch seine Anmuth in Entzücken setzte. Die Küste bestand aus dem feinsten weißen Sande, und die Insel selbst glich einem angenehmen Obstgarten. Aber rings um dieselbe her bäumten sich die Wogen in fürchterlicher Brandung.

Es währte nicht lange, so entdeckte man, daß das

Eiland auch bewohnt war. Es ließen sich nämlich verschiedene Eingeborne an der Küste sehn, und zwar mit Spießen bewaffnet, die wenigstens sechzehn Fuß lang waren. Man sah sie alsobald geschäftig, verschiedene große Feuer anzulegen; und nicht lange, so geschah auf der größern Insel ein Gleiches: ein Beweis, daß die Bewohner von beiden mit einander einverstanden sein mußten, sich in Fällen solcher Art auf diese Weise einander zu benachrichtigen.

Der Befehlshaber schickte hierauf das Boot mit einem Offiziere aus, um einen Ankerplatz zu suchen; allein zur allgemeinen Betrübniß kehrte dieses, nachdem es die ganze Insel umrudert hatte, mit der traurigen Nachricht zurück, das Meer sei rund umher so tief, daß man den Grund desselben mit dem Senkblei nicht habe erreichen können. Das war in den Ohren der ganzen Schiffsgesellschaft ein rechter Donnerschlag! Denn der Scharbock hatte nunmehr so fürchterlich um sich gegriffen, daß die Meisten schon wirklich bettlägerig waren, indeß Andere matt und krank auf dem Verdecke umherkrochen, und mit Empfindungen, die sich nicht beschreiben lassen, nach dem Paradiese hinblickten, welches die Natur für sie verschlossen hatte. Sie sahen Kokosnüsse in Menge, deren Milch für Leute in ihrer Lage vielleicht die beste Arzenei von der Welt ist; und was ihre Begierde sowol, als auch ihre Betrübniß ausnehmend vergrößerte, das waren die vielen Schildkrötenschalen, welche längs der Küste herum lagen. Das Alles sollten sie nur sehen, aber nicht genießen!

Man segelte indeß, um sich wenigstens durch den Anblick zu laben, rings um die Insel herum, und fand es überall unmöglich, sogar nur mit den Böten zu landen. So wie aber die Schiffe sich der Küste gegenüber

sehen ließen, rannten die wilden Einländer schreiend herbei, tanzten ihren Kriegstanz, schwangen dabei ihre langen Spieße, warfen sich alsdann rücklings nieder, und blieben eine Zeitlang ohne Bewegung liegen. Unsere Reisenden irrten vermuthlich nicht, indem sie dies für eine Drohung hielten, daß Derjenige, der es wagen werde, ans Land zu kommen, auf der Stelle des Todes sein solle. Man fühlte sich zwar geneigt, dieses ungastfreundschaftliche Verfahren zu mißbilligen; aber wenn man weiß, wie die gesitteten Europäer sich bisher gegen diejenigen Wilden, deren Land sie eigenmächtiger Weise in Besitz nahmen, zu verfahren pflegten, so kann man es diesen Leuten doch nicht übel nehmen, daß sie solche gefährliche Gäste von sich abzuhalten suchten, und ein menschenfreundliches Herz kann nicht umhin, ihnen Glück zu wünschen, daß die Natur selbst ihr kleines Eiland für jeden ungerechten Eroberer unzugänglich machte.

An einer Stelle der Küste bemerkte man im Vorbeisegeln, daß die Eingebornen zwei Spieße in den Sand gesteckt, und an die Spitzen derselben Etwas befestiget hatten, welches in der Luft flatterte. Vermuthlich hatte dies irgend eine gottesdienstliche Absicht; denn man bemerkte alle Augenblicke, daß einige Indier vor diesen Spießen niederknieten, vielleicht um irgend ein von ihnen göttlich verehrtes Wesen um Schutz wider die Fremden anzuflehen.

So oft ein Boot abgeschickt wurde, um sich der Küste zu nähern, erhoben die Eingebornen jedesmahl ein so fürchterliches Geheul, als man je gehört hatte. Sie ermangelten dabei auch niemahls, mit ihren Spießen zu drohen, und große Steine in Bereitschaft zu halten, um die Landenden damit zu empfangen. Vergebens machte man ihnen alle nur ersinnliche Zeichen von Freundschaft

und Zuneigung; vergebens warf man ihnen Brot und andere Dinge zu, wovon man glaubte, daß sie ihnen angenehm sein dürften: sie ließen Alles mit Verachtung liegen, und wateten vielmehr ins Wasser, um sich, wo möglich, des Bootes zu bemächtigen. Die in dem letztern befindliche Mannschaft war daher geneigt, auf sie zu feuern; allein glücklicher Weise hatte der befehligende Offizier keine Erlaubniß, Feindseligkeiten auszuüben, und man zog sich daher ohne Blutvergießen zurück.

Hier kann ich nicht umhin, dem Nachdenken meiner jungen Leser die Frage vorzulegen: ob unsere Reisenden, die, wie wir wissen, in einer so kläglichen Lage waren, daß sie vom Scharbock aufgerieben zu werden besorgen mußten, sich nicht für berechtigt halten durften, sich die zur Erhaltung ihres Lebens erfoderlichen Erfrischungen mit Gewalt zu verschaffen? Ich gebe ihnen fünf Minuten Bedenkzeit, um erst selbst darüber nachzudenken und Partei zu ergreifen; dann mögen sie weiter lesen, um zu sehen, ob mein eigenes Urtheil mit dem ihrigen übereinkomme, oder nicht?

Hier ist das meinige: allerdings waren sie dazu berechtiget, aber nur unter der dreifachen Bedingung: 1) daß die besagten Erfrischungen ihnen zur Erhaltung ihres Lebens wirklich unentbehrlich waren; 2) daß sie einen Ort fanden, wo sie landen konnten und also nicht vergebens Blut vergossen, und 3) daß es schlechterdings unmöglich war, das ihnen Unentbehrliche auf eine minder gewaltsame Weise zu erhalten. Fiel hingegen eine einzige dieser Bedingungen weg, so war es eben so grausam und strafbar, Einen dieser Wilden zu tödten, als wenn es gesittete Europäer gewesen wären. Denn waren sie nicht auch Menschen, so gut wie wir?

Mein bejahendes Urtheil gründet sich auf den un-

läugbaren Satz aus dem Rechte der Natur: daß die Sorge für die Erhaltung unsers Lebens die erste aller unserer Pflichten ist, und daß wir, wenn kein anderes Mittel dazu vorhanden ist, es sogar mit dem Leben eines Andern erkaufen dürfen. Dank sei indeß der göttlichen Vorsehung, daß nur selten ein Mensch in den traurigen Fall zu kommen pflegt, von diesem natürlichen Nothrechte Gebrauch machen zu müssen.

Jetzt möchte ich wissen, ob alle meine jungen Leser gleichförmig mit mir geurtheilt haben? Schade, daß wir uns nicht darüber besprechen können! —

Die wilden Bewohner dieser Insel waren von einer dunkeln Kupferfarbe, übrigens stark und wohlgebildet. Im Laufen waren sie so schnell, daß unsere Reisenden nie etwas Aehnliches gesehen zu haben bezeugen.

Da nunmehr alle Hoffnung, an diesem schönen Eilande zu landen, gänzlich verschwunden war, so steuerte man auf die nicht weit davon gelegene größere Insel zu. Sobald man dieselbe erreicht hatte, ließ der Befehlshaber beilegen — meine jungen Leser wissen aus der obigen Erklärung, was dieser Ausdruck sagen will — und sandte wiederum das Boot aus, um einen Ankerplatz zu suchen. Kaum hatte dieses sich in Bewegung gesetzt, als man die Eingebornen in großer Menge, mit Keulen und Spießen bewaffnet, herbeirennen sah, um sich der Landung zu widersetzen. Um sie zurückzuschrecken, schoß man eine Kanonenkugel über ihre Köpfe hin; und dies that die erwartete Wirkung, denn sie liefen augenblicklich in den Wald zurück.

Dennoch kehrte das Boot abermahls mit der niederschlagenden Nachricht zurück, daß man einen Ort zum Ankern nirgends habe finden können, weil auch hier das

Meer bis nahe an die Küste hin unergründlich tief befunden wurde. Die Sehnsucht der armen Kranken nach irgend einem erfrischenden Labsal mußte also unbefriedigt bleiben. Traurig wendete man hierauf die Schiffe, um weiter gegen Westen zu segeln, und nannte diese Eilande: die Inseln der fehlgeschlagenen Hoffnung.

6.

Entdeckung der König-Georgs-Inseln, nebst einer Beschreibung derselben und einer Nachricht von verschiedenen daselbst vorgefallenen Begebenheiten.

Schon am folgenden Tage, nämlich den 9ten des Sommermonats, hatte man gegen Abend das Glück, abermahls Land zu entdecken. Es lag noch in einer Entfernung von sechs bis sieben Seemeilen. Man legte daher bei, um erst den Anbruch des nächsten Tages abzuwarten. Dennoch war man am folgenden Morgen dem Lande um vier Meilen näher gekommen, und konnte nunmehr sehen, daß es eine lange niedrige Insel war. Sie hatte übrigens ganz das schöne Ansehn der vorigen, eine weiße Küste, eine herrliche Waldung von Kokos- und andern Bäumen, und sie war rund umher, wie jene, mit rothen Korallenfelsen umgürtet, welche eine starke Brandung verursachten.

Man steuerte, sobald man ihr nahe genug gekommen war, längs der nord-östlichen Seite derselben hin, und sah auch hier die Eingebornen, mit langen Spießen bewaffnet, in Menge herbeirennen und große Feuer anzünden. Als man die südwestliche Küste des Eilandes erreicht hatte, bemerkte man einen großen Landsee, der ungefähr drei Seemeilen breit zu sein schien, und durch

eine kleine Einfahrt mit dem Meere zusammenhing. Hier hatten die Wilden, im Schatten eines lustigen Kokoswaldes, eine kleine Stadt, das heißt hier, wie überall, wo von Wilden die Rede ist, eine Anzahl von Hütten erbaut. Der Anblick dieser Gegend war so einladend, daß man sehnlichst wünschte, hier einen Ankerplatz zu finden.

Der Befehlshaber schickte daher augenblicklich die Böte zum Sonden aus; allein sie fanden unglücklicher Weise auch hier die Küste so steil, wie eine Mauer, und das Meer unergründlich tief. Man fuhr hierauf fort, längs der Küste hinzusegeln, und sah überall viele Hunderte von Wilden in der Absicht herbeilaufen, ihnen die Landung streitig zu machen. Einer derselben trug ein Stück von einer Matte, an der Spitze eines Spießes befestiget, welches vermuthlich eine Fahne sein sollte; die Uebrigen aber stellten sich, und zwar in guter Ordnung, bis an den Leib ins Wasser, wobei sie ein unaufhörliches gräuliches Geheul erhoben. Nach einer kleinen Weile sah man auch eine Menge großer Kähne den Landsee herunter kommen und sich ihnen beigesellen.

Unterdeß waren die Böte noch immer mit dem Sonden beschäftiget. Die darin befindlichen Leute erschöpften ihre Erfindungskraft, um Zeichen und Geberden zu ersinnen, wodurch sie den Indiern ihre friedfertigen Gesinnungen zu erkennen gaben. Einige von den Kähnen setzten sich hierauf in Bewegung, um sich den Böten zu nähern; und dies ließ hoffen, daß es zu einer freundschaftlichen Unterhandlung kommen würde. Doch diese Hoffnung war schlecht gegründet.

Die Wilden hatten nämlich keine andere Absicht, als die Böte ans Land zu ziehen, um sich ihrer und der darin befindlichen Mannschaft zu bemächtigen. Verschie-

dene von Denen, welche auf der Küste standen, suchten ihnen dazu behülflich zu sein, indem sie von dem Felsen hinab ins Wasser sprangen und nach den Böten hin schwammen. Einer derselben wagte es sogar, bei dem Boote der Tamar an Bord zu kommen; aber kaum war dies geschehen, als er mit einer Matrosenjacke, die er ergriff, wieder ins Wasser sprang, untertauchte und nicht eher wieder zum Vorschein kam, als bis er dicht an der Küste mitten unter seinen Landsleuten war. Ein Anderer von ihnen wollte einem Unteroffizier den Hut vom Kopfe reißen; da er aber nicht wußte, wie ein Hut abgenommen wird, so zog er ihn, statt ihn aufzuheben, aus Dummheit unterwärts, wodurch der Unteroffizier Zeit gewann, sein Eigenthum zu sichern. Die braven Schiffsleute ertrugen dies Alles mit großer Nachsicht. Darüber frohlockten die Indier und wurden immer übermüthiger.

Man fuhr unter diesen Umständen fort, die Küste zu untersuchen, bis man die westliche Spitze der Insel erreicht hatte, ohne einen Ankerplatz gefunden zu haben. Man entdeckte indeß hier eine andere Insel, welche ungefähr vier Seemeilen weit gegen Westen lag. Ehe man aber alle Hoffnung, von demjenigen Eilande, bei welchem man jetzt war, einige Erfrischungen zu erhalten, aufgab, segelte man noch einmahl nach der Oeffnung des Landsees zurück.

Die Böte hatten sich unterdeß etwas weit von den Schiffen entfernt, und man bemerkte zwei doppelte Kähne, mit ungefähr sechzig bewaffneten Wilden bemannt, nach der Gegend hinrudern, wo sie waren. Biron gab hierauf den Böten das Zeichen, daß sie mit diesen Kähnen sprechen sollten, und jene gehorchten. Aber kaum bemerkten die Wilden, daß man ihnen entgegen-

ruderte, als sie von einem plötzlichen Schrecken ergriffen wurden, und eiligst die Küste zu erreichen suchten. Die Böte folgten ihnen eben so eilfertig nach. Jene setzten indeß mit ihren kleinen Fahrzeugen mitten durch die fürchterliche Brandung, erreichten den Strand und zogen ihre Kähne nach sich. Und nun machten sie sich fertig, die ihnen nacheilenden Böte mit Keulen und Steinen zu empfangen.

Das Volk in den Böten glaubte jetzt — ob mit Recht? das mögen meine jungen Leser selbst beurtheilen — in der Lage zu sein, daß sie Gewalt gebrauchen dürften. Sie gaben also Feuer, und ach! — zwei oder drei der armen Indier stürzten. Dem Einen derselben hatten drei Kugeln den Leib durchbohrt; dennoch hob er noch einmahl einen Stein auf, warf damit nach seinen Feinden und — verschied. Die beiden andern Gefallenen wurden von ihren fliehenden Gefährten augenblicklich fortgeschleppt; diesen aber ließen sie liegen, vermuthlich weil er nicht weit von den Böten gefallen war.

Die Böte bemächtigten sich hierauf der beiden doppelten Kähne, welche die Wilden im Stiche gelassen hatten, und brachten dieselben ans Schiff. Der größte von beiden war 32 Fuß lang, und sie mußten Denen, welche sie verfertigt hatten, ungemein viel Mühe gemacht haben. Sie bestanden nämlich aus Brettern, ungeachtet man kaum begreifen kann, wie Leute, welche keine eiserne Werkzeuge haben, aus Bäumen Bretter machen können; und sie waren noch obenein mit allerlei Schnitzwerk reichlich geziert. Die Bretter waren zusammengenäht, d. i. durch Hülfe kleiner Löcher, durch welche man Bindfaden gezogen hatte, an einander befestiget. Um das Eindringen des Wassers in die Fugen zu verhindern,

lag ein Streif von Schildkrötenschale darüber her, der auf eine sehr künstliche Weise befestigt war.

Je zwei und zwei lange und schmale Kähne waren, durch Hülfe zweier Balken, welche von Bord zu Bord gingen, dergestalt an einander befestigt, daß zwischen beiden ein Raum von ungefähr sechs bis acht Fuß blieb. Dann hatte man in jedem einzelnen Kahn einen Mast errichtet, und zwischen den beiden Masten des Doppelkahns hatte man das Segel befestigt. Das Segel selbst bestand aus einer Matte von so künstlicher Arbeit, daß unsern Reisenden nie etwas Schöneres der Art vorgekommen war. Eben so gut und künstlich war auch das Tauwerk dieser Kähne gearbeitet, ungeachtet es, dem Ansehn nach, nur aus der äußern zaserigen Schale der Kokosnuß bereitet war.

Meine jungen Leser werden es hoffentlich nicht ungern gesehen haben, daß ich ihnen diese Stücke so umständlich beschrieb. Was kann angenehmer und lehrreicher sein, als zu hören, wie weit die Erfindungskraft und der Fleiß der Menschen, selbst bei armen, aller eisernen Werkzeuge entbehrenden Wilden, zu gehen vermögen, sobald sie von Bedürfnissen gespornt werden, und ihre Geduld und Emsigkeit nicht früh ermüden! Mir sind solche, wie alle andern Beweise von den hohen Fähigkeiten, welche der Schöpfer seinen Menschen eingepflanzt hat, von jeher ehrwürdig und äußerst erfreulich gewesen; und ich wünsche sehr, daß dies bei Jedem meiner lieben Leser der nämliche Fall sein möge.

Nachdem man über diejenigen Wilden, welche unweit der Einfahrt in den Landsee am Strande zusammengelaufen waren, eine Kanonenkugel hingefeuert, und sie dadurch zurückgescheucht hatte, so landeten die Böte, und waren so glücklich, einige Kokosnüsse zu bekommen,

die sie an Bord brachten. Die einbrechende Nacht verhinderte sie, mehr derselben einzuholen. Man kreuzte oder lavirte*) daher, bis der Tag wieder anbrach, legte hierauf bei, und der Befehlshaber ging mit Allen, die nicht am Scharbocke bettlägerig waren, in den Böten ans Land.

Hier besuchte man verschiedene von den Einwohnern verlassene Hütten, welche niedrig und nur mit Zweigen von Kokosbäumen gedeckt waren. Sie wurden von Hunden bewacht, die vom Morgen bis zum Abend ein unaufhörliches Geheul erhoben. Diese an sich armseligen Wohnungen hatten alle eine höchstreizende Lage, indem sie in einem Lustwalde von Kokosbäumen errichtet waren. Der Kokosbaum scheint diese Leute mit den meisten Nothwendigkeiten des Lebens, besonders mit Nahrungsmitteln, Segeln, Tauwerk, Zimmerholz, Obdach und Wassergefäßen zu versorgen; und dies ist vermuthlich die Ursache, warum sie ihre Wohnungen allezeit an einem solchen Orte errichten, der von Bäumen dieser Art beschattet wird.

Als man einige dieser Hütten durchsuchte, fand man das ausgeschnitzte Obertheil eines Steuerruders, welches augenscheinlich zu einem Holländischen langen Boote gehörte, aber vor Alter schon ganz wurmstichig geworden war. Man fand auch geschmiedetes Eisen, ein Stück Metall und verschiedene eiserne Werkzeuge, welches Al-

*) Laviren heißt in der Schifferſprache, dem Winde entgegen arbeiten, indem man hin und her segelt, und dabei die Segel so stellt, daß der entgegenblasende Wind das Schiff nicht zurück, sondern nach der Seite hintreibt, wobei dieses allemahl auf die eine Seite zu liegen kommt.

les die Eingebornen nur von Europäern erhalten haben konnten. Ob das Schiff, wozu jenes Boot gehört hatte, hier gescheitert, oder von den Indiern erobert worden war, konnte man nicht ausfindig machen.

Nahe bei den Wohnungen der Eingebornen sah man unter dickbelaubten Bäumen Gebäude, welche man für Begräbnißörter hielt, und deren Seitenwände und Decken aus Steinen gemacht waren. Daselbst standen Kisten voller Menschengebeine, und an den Aesten der Bäume umher hing in Körben, aus Rohr verfertigt, eine Menge Köpfe und Beine von Schildkröten nebst allerlei ausgetrockneten Fischen. Das sollten vermuthlich Opfer sein, welche man den Todten, oder für dieselben gewissen Gottheiten gebracht hatte.

Dieser Tag war für die ganze Schiffsgesellschaft, worunter nicht ein Einziger war, der von Scharbock gänzlich frei geblieben wäre, ein Tag der Erquickung und des Genesens, weil man Kokosnüsse vollauf zu essen fand, und verschiedene Böte voll nach den Schiffen schicken konnte.

Der Strand war mit Korallen und mit Schalen von sehr großen Perlenaustern bedeckt. Man schloß daraus, daß sich eine der vortheilhaftesten Perlenfischereien hier würde anlegen lassen.

Von den Eingebornen bekam man Einige, aber nur von weiten zu Gesicht, weil sie sich nicht heranwagten. Man konnte indeß unterscheiden, daß die Weiber eine Schürze von Matten vom Unterleibe bis an die Knie trugen, die Männer hingegen durchgängig nackt gingen.

Eine unerträgliche Plage für die Bewohner dieser Insel müssen die Fliegen sein. Nicht nur Diejenigen von unsern Reisenden, welche ans Land gegangen waren, sondern auch die Böte, ja die Schiffe selbst waren ganz

damit bedeckt. Was müssen die armen nackten Wilden nicht erst davon auszustehen haben! Man sah große und kleine Papagaien, auch verschiedene unbekannte Vögel, und besonders eine schöne Art von Tauben, die so zahm waren, daß sie den Menschen ganz nahe kamen, ihnen sogar in die Hütten der Indier folgten.

Gegen Abend begab sich die ganze Gesellschaft wieder an Bord, und am folgenden Morgen segelte man von dannen, um die andere Insel zu besuchen, welche man von fern gesehen hatte.

Auch diese Insel hatte ganz das schöne Ansehn der vorigen, und die Bewohner derselben waren völlig von dem nämlichen Schlage, wie die von jener. Sie rannten, sobald die Schiffe sich der Insel näherten, in großer Menge an den Strand, und waren gleichfalls mit langen Spießen bewaffnet. Sie begleiteten den Lauf der Schiffe, welche längs der Küste hinsegelten, in vollem Laufe; weil aber die Hitze hier sehr groß ist, so hatten sie von Zeit zu Zeit einer Abkühlung nöthig. Man sah sie daher bald in die See springen und untertauchen, bald sich an dem Strande niederwerfen, um die Wellen über sich hinschlagen zu lassen. Dann rannten sie jedesmahl aufs neue mit den Schiffen um die Wette.

Die zum Sonden ausgesandten Böte, welche den strengsten Befehl hatten, sich aller Gewaltthätigkeiten zu enthalten, und im Gegentheil jedes Mittel zu versuchen, um das Zutrauen und die Freundschaft der Eingebornen zu gewinnen, näherten sich so sehr, als die Brandung es zuließ, der Küste, und gaben durch Zeichen zu verstehen, daß sie Wasser verlangten. Die Indier begriffen dieses sogleich, und bedeuteten Denen in den Böten, daß sie noch eine Strecke weiter hinrudern sollten. Dies geschah; und so langte man in einer Gegend an, wo

die Einwohner eine Anzahl von Hütten erbaut hatten.

Hier versammelten sich der Eingebornen Viele. Die Böte näherten sich ihnen, so weit sie der Brandung wegen konnten, und die Schiffe legten nicht weit davon bei.

Nicht lange, so kam ein starker alter Mann mit einem langen, ehrwürdigen Barte von den Hütten an den Strand herab. Er wurde von einem jungen Manne begleitet, und schien das Oberhaupt der Uebrigen zu sein. Er gab ein Zeichen, und sogleich wichen alle übrigen Indier ein wenig zurück; er selbst trat bis ans Wasser vor. Hier faßte er seinen Bart mit der einen Hand und drückte ihn an die Brust, in der andern hielt er einen grünen Zweig, und in dieser Stellung stimmte er eine Rede, oder vielmehr einen Gesang an, der ganz angenehm zu hören war. Jedermann bedauerte gar sehr, daß man den Inhalt desselben nicht verstehen konnte; man warf ihm indeß, um ihm sein Wohlgefallen zu bezeugen, allerlei kleine Geschenke zu; allein er wollte sie weder selbst aufnehmen, noch sie von Andern aufnehmen lassen, bis er seinen Gesang vollendet hatte. Dann trat er ins Wasser, warf den Leuten im Boote den Zweig zu, und hob nun erst die Sachen auf, die man ihm zugeworfen hatte.

Jetzt gab man den Indiern zu verstehen, daß sie ihre Waffen niederlegen möchten, und die Meisten von ihnen gehorchten. Dies machte einen Schiffsunteroffizier so keck, daß er in voller Kleidung aus dem Boote ins Wasser sprang, und mitten durch die Brandung hin an den Strand schwamm. Augenblicklich versammelten sich Alle um ihn her, begafften ihn, und fingen an, seine Kleidungsstücke zu untersuchen. Besonders schienen sie seine Weste zu bewundern. Um sich nun seinen neuen Freunden gefällig zu erweisen, zog er dieselbe aus, und machte

ihnen ein Geschenk damit. Allein diese Freigebigkeit wäre ihm beinahe übel bekommen; denn nun erregten auch andere Theile seiner Bekleidung ihre Begierden. Einer von ihnen lösete ihm das Halstuch unmerklich auf, riß ihm dasselbe vom Halse und lief damit fort. Der Unteroffizier fing nunmehr an zu besorgen, daß er nach und nach rein ausgeplündert werden dürfte, und rannte, um diesem Abenteuer zuvorzukommen, so geschwind als möglich zurück nach den Böten.

Das angefangene gute Vernehmen wurde indeß hiedurch nicht gestört. Es schwammen vielmehr verschiedene Indier von Zeit zu Zeit hin nach den Böten, und brachten bald eine Kokosnuß, bald ein wenig frisches Wasser in einer Kokosschale. Was man aber am liebsten von ihnen gehabt hätte, nämlich Perlen, das konnte man ihnen auf keine Weise begreiflich machen.

Die Hoffnung, bei dieser Insel einen Ankerplatz zu finden, schlug leider! abermahls fehl. Der Befehlshaber hielt es daher nicht für rathsam, sich hier länger vergeblich aufzuhalten, und segelte weiter, nachdem er diesen beiden Inseln den Namen König-Georgs-Inseln gegeben hatte. Meine jungen Leser finden sie unter diesem Namen auf unserer Karte, nicht weit von den Inseln der fehlgeschlagenen Hoffnung.

7.

Fahrt von den Georgs-Inseln nach den Inseln Saipan, Tinian und Aguigan.

Indem man nun fortfuhr, gegen Westen zu segeln, hatte man das traurige Vergnügen, mehre dergleichen Inseln zu entdecken, ohne daß man bei einer einzigen derselben eine Stelle zum Ankern finden konnte.

Als man sich einer dieser Inseln, welche man die Bironsinsel nannte, und welche gleichfalls auf unserer Karte angegeben ist, näherte, versammelten sich mehr als tausend Eingeborne am Strande; und man sah bald darauf gegen 60 Kähne abstoßen und auf die Schiffe zurudern. Man legte also bei, um sie zu empfangen.

Jetzt kamen sie an, machten einen Kreis um die Schiffe und staunten dieselben lange an. Endlich sprang Einer der Wilden aus seinem Kahne, schwamm herbei und kletterte, gleich einer Katze, an der Seite des Schiffes hinauf und setzte sich, da er oben war, auf dem Verdecke nieder. Hier brach er in ein unbändiges Gelächter aus. Dann sprang er auf, lief auf dem ganzen Verdecke umher, und wollte Alles, was er erreichen konnte, wegmausen; allein weil er nackt war, so konnte er nichts verbergen, sein Anschlag gelang also nie.

Die Bootsleute zogen ihm ein Wamms und ein Paar Matrosenbeinkleider an, worin er sich gerade wie ein Affe geberdete, welches ihnen viel zu Lachen gab. Man gab ihm auch Brot, welches er sehr begierig hinunterschluckte. Nachdem er tausend Affenstreiche gemacht hatte, sprang er endlich mit Wamms und Beinkleidern über Bord, und schwamm nach seinem Kahne zurück.

Sein Beispiel reizte Andere zur Nachahmung. Es kamen nach und nach Mehre derselben aufs Schiff, und Alle hatten die Absicht, etwas zu mausen. Einigen glückte es auch, indem sie schnell, wie der Blitz, mit Dem, was sie erhascht hatten, über Bord sprangen und sich nach ihren Kähnen flüchteten. Man sah bei dieser Gelegenheit Einige von ihnen schwimmen, indem sie beide Hände voll hatten, und um das Naßwerden der gestohl-

nen Sachen zu verhüten, beide Arme aus dem Wasser emporhielten. Vermuthlich verrichteten diese das ganze Geschäft des Schwimmens bloß mit den Füßen.

Diese Leute waren Alle groß, wohlgebildet und von einer hellen Kupferfarbe. Ihre Gesichtszüge fand man schön, und in ihren Blicken und Mienen glaubte man eine angenehme Mischung von Muth und Lustigkeit zu bemerken. Ihr Haar ist lang und schwarz. Einige trugen dasselbe in einem hinten zusammengebundenen Busche, Andere in dreien am Hintertheile des Kopfs zusammengeschürzten Knoten. Alle gingen nackt, nur daß sie mit verschiedenen Zierrathen von Muscheln geschmückt waren, die sie um den Hals, um die Handgelenke und mitten um den Leib trugen. Ihre Ohren waren zwar durchbohrt, aber die Gehänge hatten sie zu Hause gelassen. Diese müssen von ansehnlichem Gewichte sein, weil ihnen die Ohrlappen bis auf die Achseln hinabhingen und zum Theil durchgerissen waren.

Einer dieser Wilden, der ein gewisses Ansehn unter ihnen zu behaupten schien, trug eine Schnur von Menschenzähnen um den Leib: aller Wahrscheinlichkeit nach ein Siegeszeichen, weil er es für keinen Preis vertauschen wollte. Diejenigen, welche bewaffnet waren, trugen ein Gewehr, womit sie sehr viel Schaden anrichten müssen. Es war ein Spieß, welcher am Ende breit, und ungefähr drei Fuß in der Länge mit Seehundszähnen besetzt war, die so scharf als eine Lanzette sind. Man zeigte ihnen einige noch vorräthige Kokosnüsse, und machte ihnen begreiflich, daß man mehre davon zu haben wünschte. Aber statt diesen Wunsch zu erfüllen, bemüheten sie sich, auch noch dieser Ueberbleibsel habhaft zu werden.

Mit Schmerzen sah man sich genöthigt, auch diese

Insel zu verlassen, ohne von den erfrischenden Früchten derselben, deren man für die armen Kranken so sehr bedurfte, auch nur einiger habhaft geworden zu sein. Es ist unglaublich, wie schnell und sicher die Kokosnuß den Scharbockkranken Linderung und Heilung gewährt. Viele, deren Glieder von dieser Krankheit pechschwarz geworden waren, welche sich ganz und gar nicht mehr zu bewegen vermochten und die peinlichsten Schmerzen litten, wurden dadurch in einigen Tagen so weit wieder hergestellt, daß sie alle ihre Dienste verrichten, ja sogar die Masten wieder erklettern konnten.

Man näherte sich nunmehr, unter beständiger, unausstehlicher Hitze, den sogenannten Diebesinseln, deren drei Saipan, Tinian und Aguigan heißen. Auf diese, welche meine jungen Leser auf unserer Karte finden, richtete man den Lauf der Schiffe, und erreichte dieselben den 30sten Julius.

Die genannten drei Inseln liegen nur zwei bis drei Seemeilen weit von einander. Man segelte zwischen der ersten und letzten durch, und legte sich bei Tinian vor Anker.

Sobald die Schiffe gesichert waren, ging der Befehlshaber selbst aus Land, um einen Platz auszusuchen, wo man Gezelte für die Kranken aufschlagen konnte, deren es auf beiden Schiffen eine gar große Menge gab. Die Sonne stand jetzt beinahe senkrecht über dieser Gegend, und da die gewöhnliche Regenzeit zugleich eingetreten war, so fand man die Hitze, der drückenden Dünste wegen, um so viel unausstehlicher.

Nachdem man einen bequemen Platz für die Gezelte gefunden hatte, erinnerte sich der Befehlshaber der Beschreibung einer höchst anmuthigen Gegend, welche der Weltumsegler Anson auf dieser Insel fand, und wo-

von er sagt, daß sie jenseit des Gebüsches liege. Biron beschloß, diese Gegend aufzusuchen, und machte sich daher mit einigen Gefährten auf den Weg, um sich durch das Dickicht durchzuarbeiten. Alle hatten, der großen Hitze wegen, nur Schuhe, Matrosenbeinkleider und Hemden an; aber diese wenigen Kleidungsstücke wurden ihnen, da sie durch das verwachsene Gebüsch hindurchzudringen suchten, in kurzer Zeit so sehr zerfetzt, daß ihnen nur noch einzelne Lappen am Leibe hingen.

Mit unbeschreiblicher Mühe drangen sie doch endlich durch, indem sie sich, des dichtverwachsenen Gesträuchs wegen, welches sie hinderte, auch nur einige Schritte weit zu sehen, von Zeit zu Zeit einander zuriefen, um nicht von einander getrennt zu werden. Ihre größte Plage bei dem Allen waren die Fliegen, deren es hier eine so unglaubliche Menge gab, daß die Luft davon verfinstert wurde. So oft sie den Mund öffneten, um sich einander zuzurufen, stürzte ihnen ein ganzer Schwarm derselben hinein und benahm ihnen die Stimme. Sie trösteten sich indeß mit der Vorstellung von der paradiesischen Gegend, die sie bald zu erreichten hofften, und sie ertrugen in der Hoffnung, endlich schadlos gehalten zu werden, ein jedes Ungemach mit hartnäckiger Geduld.

Jetzt hatten sie das Ende des Gebüsches erreicht; aber ach! das Paradies, welches sie zu finden hofften, war verschwunden! Die ganze Gegend, welche bei Ansons Hiersein so blühend und schön gewesen war, hatte sich seitdem in einen dichten Wald von Schilf und Rohr verwandelt, worin man keinen Schritt thun konnte, ohne sich mit den Füßen darin zu verwickeln, die denn davon, wie mit Peitschenschnüren, verwundet wurden. Man hatte indeß das Glück, einen wilden Ochsen, de-

ren es auf dieser Insel viele giebt, zu Gesicht zu bekommen, und denselben zu erlegen.

Naß von Schweiß, als wären sie in Wasser eingetaucht gewesen, zerfetzt von Dornen und von Fliegenstichen, und so ermattet, daß sie kaum mehr auf den Füßen stehen konnten, gelangten sie endlich, kurz vor Sonnenuntergang, wieder an den Ort, wo man unterdeß die Gezelte aufgeschlagen hatte, und schickten sogleich eine Partei aus, um den erlegten Ochsen abzuholen. Sie selbst erquickten sich unterdeß durch Speise und Schlaf.

Der Genuß der Landluft und der Kokosnüsse, welche diese Insel gleichfalls hervorbringt, stellte die Scharbockkranken in kurzer Zeit wieder her; aber eben diese Luft war in anderer Betrachtung so ungesund, daß Viele, statt des Scharbocks, mit gefährlichen Fiebern befallen wurden. Bis dahin hatte man auf beiden Schiffen noch keinen einzigen Mann verloren: hier rafften bie bösartigen Fieber zwei dahin, und mehre lagen gefährlich krank danieder.

Und so, wie also dieses Land, nach der Beschreibung unserer Reisenden, eins der ungesundesten in der Welt sein muß, so übertraf auch der Aufenthalt daselbst an Beschwerlichkeit und Ungemach Alles, was sie bis dahin ausgestanden hatten. Die Hitze war größer, als man sie irgendwo empfunden hatte; scharfstechende Mücken und Fliegen, worunter sich besonders diejenigen auszeichneten, welche man M u s k i t e n zu nennen pflegt, ließen ihnen nicht einen Augenblick Ruhe, weder bei Tage noch bei Nacht; und zur Vergrößerung ihrer Qual gab es außerdem überall noch eine Menge anderer höchstbeschwerlicher und giftiger Gezieser, besonders eine Art schwarzer Ameisen, deren Stiche fast eben so giftig, als die der Skorpionen waren, deren es gleichfalls hier in Menge gab.

Zwar bot die Insel ihnen mancherlei frische Lebensmittel, besonders Fleisch von wilden Ochsen, wilden Schweinen und von mancherlei Geflügel dar; aber die entsetzliche Hitze, verbunden mit dem unzählbaren Ungeziefer, welches jedes erlegte Stück Wild sogleich bedeckte, verdarb ihnen das Meiste, noch ehe sie es genießen konnten. Oft fand man das Fleisch eines eben erlegten Thieres eine Stunde danach schon grün von Fäulniß und lebendig von Maden. Ein Schwarzer hatte indeß die Geschicklichkeit, ein Mittel anzugeben, wie man die Schweine, deren es hier in Menge gab, lebendig fangen könne. Dies ging vortrefflich von Statten, und dadurch erreichte man den doppelten Vortheil, sowol ganz frisches Fleisch in die Töpfe zu bekommen, als auch eine Anzahl lebendiger Schweine zum Mitnehmen an Bord schicken zu können. Schade, daß man uns nicht auch das Mittel bekannt gemacht hat, dessen der schwarze Mann sich dazu bediente! Erfindungen dieser Art sollte man nicht in Vergessenheit gerathen lassen.

Vor einer Art von Fischen, welche es an der Küste dieser Insel giebt, haben Reisende Ursache, sich in Acht zu nehmen. Man fand sie so ungesund, daß Alle, welche davon genossen hatten, tödtlich krank danach wurden.

Während der Zeit, daß man hier vor Anker lag, schickte der Befehlshaber die Tamar ab, um die Insel Saipan zu untersuchen. Diese ist größer, als Tinian, hat auch höhere Berge, und wurde überhaupt viel anmuthiger befunden, als jene. Man fand Schweine und Guanakoes oder Lama's darauf, aber kein Hornvieh. Hin und wieder stieß man auf große Haufen von Perlen-Austerschalen und auf andere Merkmahle, die es wahrscheinlich machten, daß die Spanier zu gewissen

Jahrszeiten aus Ostindien hieher zu kommen pflegen, um Perlen zu fischen.

Nachdem man neun Wochen auf Tinian verweilt hatte, und die meisten Kranken ziemlich wieder hergestellt waren, schiffte man sich von neuen ein, und ging wieder unter Segel.

8.

Lauf von Tinian nach Pulo Timoan, von da nach Batavia, und von Batavia nach England.

Es war der erste des Weinmonats, an welchem man bei Tinian die Anker wieder lichtete, und von da bis zum 3ten des Reifmonats, an welchem man die Insel Pulo Timoan erblickte, fiel nichts vor, welches hier erzählt zu werden verdiente.

Bei der jetztgenannten Insel beschloß man, abermahls anzulegen, um sich, wo möglich, erst wieder mit einigen Erfrischungen zu versehen, weil man seit vier Wochen fast nichts, als eingesalzene Speisen genossen hatte, wovon der Ueberrest nunmehr verdorben war.

Die Bewohner dieser Insel sind Malaien, d. i. sie gehören zu jener ausgedehnten Indischen Völkerschaft, die nicht nur denjenigen Theil der zweiten Ostindischen Halbinsel, welcher Malakka genannt wird, bewohnt, sondern sich auch über alle südliche Inseln Asiens und über verschiedene im Südmeer ausgebreitet hat. Dieses Volk steht bei Denen, welche Verkehr mit ihm haben, in keinem guten Rufe, indem man es der Treulosigkeit und der Grausamkeit beschuldiget. Auch unsere Reisenden bezeugen ihre Unzufriedenheit über Diejenigen von ihnen, die sie auf der Insel Pulo Timoan vorfanden.

Sobald diese nämlich sahen, daß man sich ihrer Küste näherte, liefen sie in großer Menge an den Strand, indem sie in der einen Hand ein langes Messer, in der andern einen Spieß mit einer eisernen Spitze, und an der Seite einen Dolch trugen. Allein man kehrte sich an ihre kriegerischen Anstalten nicht, sondern ging dennoch ans Land, und suchte sie zum Tauschhandel zu bewegen. Aber Alles, was man von ihnen bekommen konnte, schränkte sich auf etwa zwölf Stück Geflügel, auf eine alte und eine junge Ziege ein. Man bot ihnen Messer, Beile, Hacken und andere dergleichen Werkzeuge; aber sie verwarfen das Alles mit Verachtung, und foderten Rupien *). Da man nun dergleichen Münze nicht hatte, so war man in Verlegenheit, wie man sie befriedigen solle, bis sie sich endlich gefallen ließen, unter verschiedenen Schnupftüchern die besten auszusuchen.

Man fand diese Inselbewohner klein von Wuchs, aber wohlgebildet und von dunkler Kupferfarbe. Nur Ein Einziger unter ihnen, ein Greis, ging ungefähr nach Persischer Art gekleidet, die andern Alle nackt, nur daß sie ein Schnupftuch in Form eines Turbans um den Kopf, und ein Stück Tuch um den Leib gebunden hatten. Ihre Wohnungen sowol, als auch ihre Fahrzeuge, waren sehr geschickt gebaut. Unter den letztern sah man einige größere, worin sie vielleicht nach Malakka fahren, um Handel zu treiben.

Man fand diese Insel, ihrer Berge und Waldungen

---

*) Eine Ostindische Münze, sowol in Silber, als auch in Gold. Jene gelten ungefähr 18 Ggr. Eine goldene Rupie gilt 15 ein viertel silberne. Ein Lak Rupien sind 100,000 Rupien oder ungefähr 12,500 Pfd. Sterling.

wegen, ungemein anmuthig. Die letztern bestanden zum Theil aus Kokosbäumen; allein die Einwohner waren nicht zu bewegen, von den Früchten derselben etwas zu vertauschen. Hier und da sah man auch schon Reißfelder auf dieser Insel. Man hielt sich übrigens hier nur einen Tag und zwei Nächte auf, und segelte alsdann weiter.

Auf der fernern Fahrt von hier nach Batavia, der Holländischen Hauptstadt in Ostindien, auf der Insel Java, begegnete ihnen ein kleines Englisches Fahrzeug. Es sah um diese Zeit um den Mundvorrath auf beiden Schiffen kläglich aus; denn alles noch übrige Fleisch stank unerträglich vor Fäulniß, und das Brot war voller Schimmel und Würmer. Kaum war der Führer des Englischen Schiffes hievon benachrichtiget, so theilte er großmüthiger Weise seinen ganzen Vorrath mit ihnen, indem er ihnen ein Schaf, zwölf Stück Geflügel, eine Schildkröte und zwei Gallons *) Arrack schickte. Und für das Alles wollte der edeldenkende Mann schlechterdings nichts, als den Dank Derer annehmen, die er dadurch erquickte. Wem unter meinen jungen Lesern thut es nicht wohl, wenn er hört, daß es auch auf der andern Seite unserer Erdkugel Menschen giebt, die so menschlich und so großmüthig handeln können?

Bald nachher segelte man bei der Insel Sumatra vorbei, und hatte endlich den 27sten November das Glück, bei der Insel Java, und zwar auf der Rhede von Batavia, wohlbehalten vor Anker zu kommen.

Da der Befehlshaber wußte, daß dieser Ort einer der ungesundesten in der Welt ist, so beschloß er, seinen

---

*) Vier Maß.

Aufenthalt allhier so kurz als möglich zu machen. Er selbst fuhr in die Stadt, um dem Holländischen Statthalter aufzuwarten. Da derselbe eben auf seinem Landgute war, so wurde er von einem Beamten in einem Staatswagen dahin geführt und überaus höflich empfangen.

In ganz Batavia ist nur ein einziger Gasthof, in welchem alle Fremde abtreten müssen, weil den Bürgern der Stadt bei 500 Thlr. Strafe verboten ist, Jemand auch nur eine einzige Nacht über zu beherbergen. Dieses Haus ist daher ungemein groß, und gleicht eher einem prächtigen Palaste, als einem Gasthofe. Dem Englischen Befehlshaber wurde es indeß von dem Statthalter freigestellt, sich einzumiethen, wo er Lust habe.

Alle Häuser in Batavia haben von außen ein eben so prächtiges Ansehn, als sie inwendig schön und geschmackvoll ausgeschmückt sind. Ueberhaupt herrscht hier eine große Liebe zur Pracht, zur Bequemlichkeit und zum Wohlleben. Fast jeder Bürger zu Batavia hält seine eigene Kutsche, so daß es beinahe für einen Schimpf gehalten wird, zu Fuß zu gehen.

Der Ort ist groß, und hat ganz das Ansehn einer Stadt in Holland. Denn auch hier läuft durch die mehrsten Straßen ein auf beiden Seiten mit Bäumen bepflanzter Wassergraben.

Die Volksmenge dieses Orts ist unglaublich groß. Man sieht hier Leute aus allen Völkerschaften der Welt: Holländer, Malaien, Chineser, Perser, Japaner, Schwarze u. s. w. Die Chineser, welche hier sehr zahlreich sind, haben ihre Stadt für sich, die außerhalb den Wällen von Batavia liegt. Diese Leute treiben einen starken Handel nach ihrem Vaterlande, und ihnen verdankt die hiesige Holländische Niederlassung einen großen Theil ihrer Reichthümer.

Von Früchten, Fischen und Federvieh giebt es hier eine solche Menge und Mannichfaltigkeit, als man nicht leicht an einem andern Orte finden wird. Dagegen wimmelt es hier auch von Muskiten und anderem dergleichen schädlichen Geschmeiße, welche den Genuß dieser Naturgüter verbittern und Niemand Ruhe lassen, weder bei Tage noch bei Nacht. So ist Gutes und Böses überall beisammen; und man thut daher wohl, wenn man sich von früher Zeit an gewöhnt, Jenes mit Dankbarkeit gegen Gott zu genießen, und Dieses als Etwas, was von unserm dermahligen Leben unzertrennlich ist, mit Geduld zu ertragen.

Sobald die Schiffe mit Erfrischungen und Nahrungsmitteln hinlänglich versehen waren, eilte der Befehlshaber, wieder in See zu gehn, weil die Wirkungen des ungesunden hiesigen Himmelsstriches schon anfingen, sich durch gefährliche Faulfieber zu äußern. Drei von der Schiffsgesellschaft wurden davon hingerafft, und viele Andere lagen schon gefährlich krank. Doch diese Letzten wurden durch die gesundere Seeluft nach acht bis vierzehn Tagen wieder hergestellt.

Auf der Reise von hier bis nach dem, allen meinen jungen Lesern bekannten, Vorgebirge der guten Hoffnung, fiel nichts Erhebliches vor. Man erreichte dasselbe den 13ten Hornung 1766, und fuhr, während eines harten Sturms, in die sogenannte Tafelbai, allwo die Schiffe sich vor Anker zu legen pflegen.

Am folgenden Morgen ging der Befehlshaber ans Land, um dem Holländischen Statthalter seine Aufwartung zu machen. Dieser, ein alter und allgemein beliebter Mann, kam ihm mit Höflichkeit zuvor, und schickte einen sechsspännigen Wagen an den Strand, um ihn abzuholen. Eben so höflich bezeigte sich dieser ehrwür-

dige Greis auch nachher gegen ihn; denn er wollte, daß er sich, so lange er am Lande bleibe, des Hauses der Ostindischen Gesellschaft zur Wohnung, und seines Wagens zum täglichen Gebrauche bedienen solle.

Dieses Vorgebirge ist unstreitig ein herrlicher Erquickungsort für Diejenigen, welche nach Ostindien segeln, oder von daher zurückkommen. Er gewährt ihnen einen Ueberfluß an allen Arten von Erfrischungen, und die Luft daselbst ist ungemein gesund. Der Garten der Holländisch-Ostindischen Gesellschaft ist ein sehr reizender Lustort. Am Ende desselben hat der Statthalter ein Thiergehege, d. i. einen Verwahrungsort für allerlei seltene Thiere, angelegt, worunter man damahls drei schöne Strauße und vier sehr große Zebra's oder Afrikanische Waldesel sah, deren Fell bekanntlich weiß und braun gestreift ist.

Die ganze Schiffsgesellschaft that sich hier, um die ausgestandenen Drangsale der zurückgelegten Reise zu verschmerzen, bis zum Uebermaße gütlich. Denn da sie wechselsweise ans Land gehen durften, so kehrte selten eine Partei zurück, ohne sich erst in Kapweine tüchtig berauscht zu haben.

Man verweilte hier drei Wochen lang. Dann ging man den 7ten März wohlgenährt und neugestärkt wieder unter Segel, um die letzte Fahrt, nämlich die von da nach England, zu vollenden.

Den 16ten März sah man die Englische Insel St. Helena in einer Entfernung von 16 Seemeilen liegen. Einige Tage danach wurde man auf dem Delphin durch einen unerwarteten Vorfall erschreckt, der aber glücklicher Weise keine schlimme Folgen hatte. Das Schiff bekam nämlich plötzlich einen so heftigen Stoß, als wenn es auf eine Sandbank, oder auf einen Felsen gelaufen

wäre. Alle geriethen darüber in die größte Bestürzung, und rannten eiligst aufs Verdeck. Hier sahen sie das Wasser rings umher mit Blut gefärbt, und schlossen daraus, daß das Schiff einen Wallfisch oder Grampus *) gestreift haben müsse, von deren keinem dasselbe einen beträchtlichen Schaden bekommen konnte; welches sich denn auch wirklich so befand.

Um diese Zeit starb zum allgemeinen Leidwesen der Unterzimmermann, ein sehr sinnreicher und arbeitsamer junger Mann, der seit der Abreise von Batavia beständig krank gewesen war.

Nachdem man den Gleicher oder Aequator durchschnitten hatte, erhielt die Tamar einen Schaden am Steuerruder. Dieser wurde zwar, so gut als es mitten auf dem Meere geschehen konnte, wieder ausgebessert, allein da es deßungeachtet bedenklich schien, das Schiff in diesem geflickten Zustande den Ueberrest der Reise vollenden zu lassen, so wurde der Befehlshaber desselben beordert, sich von dem Delphin zu trennen, und nach der Insel Antigua in Westindien zu segeln, um daselbst das Schiff erst wieder in gehörigen Stand setzen zu lassen. Dies geschah, und der Delphin vollendete nunmehr seine Reise allein.

Am 7ten Mai erreichte man die Inseln Scilly,

---

*) Grampus, oder Nordkaper, auch Blaser und Sturmfisch genannt, ist ein wallfischartiges Seeungeheuer. Sie pflegen 35 bis 40 Fuß lang, aber nicht so dick zu sein, als ein Wallfisch. Sie blasen das Wasser, gleich Springbrunnen, in die Luft. Oft liegen ihrer bei Tausenden auf der Oberfläche des Meeres beisammen, da sie denn von fern einer niedrigen Insel gleichen, die einige Meilen im Umfange hat. Man findet sie häufig an der sogenannten Afrikanischen Goldküste.

welche bekanntlich zwischen England, Irland und Frankreich liegen; und den 9ten Mai 1766 kam man endlich da, wo man die Reise angetreten hatte, nämlich bei den Dünen, glücklich vor Anker, nachdem man von dem Vorgebirge der guten Hoffnung bis hier gerade neun Wochen, und auf der ganzen Reise etwas mehr als ein Jahr und zehn Monate zugebracht hatte. Sobald das Schiff gesichert war, landete der Befehlshaber zu Deal, und reisete von da nach London ab.

II.

Beschreibung
einer
Reise um die Erdkugel,
angestellt
von dem
Brittischen Schiffsführer
Samuel Wallis,
in dem
Jahre 1766, uud vollendet im Jahre 1768.

1.

Abreise von Plymouth. Ankunft an der Küste von Patagonien.

Als Biron von seiner Entdeckungsreise glücklich zurückgekommen war, beschloß man, das nämliche Schiff, womit er diese Reise gethan hatte, abermahls auszurüsten, und dasselbe in gleicher Absicht unverzüglich noch einmahl auszusenden. Den Befehl darüber erhielt diesmahl der Kapitän Wallis.

Den Befehlen desselben wurden noch zwei andere Schiffe untergeordnet, welche ihn begleiten sollten. Das waren die Schaluppe Swallow (Schwalbe) von 14 Kanonen, unter dem Befehle des Kapitäns Carteret, und ein Vorrathsschiff, der Prinz Friedrich genannt. Diese Schiffe versammelten sich in dem am Brittischen Kanal gelegenen, und meinen jungen Lesern vermuthlich längst bekannten Englischen Hafen Plymouth, um daselbst gehörig ausgerüstet zu werden.

Da die Absicht hiebei war, abermahls in unbekannte Weltgegenden zu segeln, um neue Entdeckungen zu machen, so füllte man, um sich gehörig zu versorgen, jeden Raum der Schiffe mit Lebensmitteln und andern Nothwendigkeiten an. Der Delphin nahm unter andern drei tausend Pfund tragbare Suppe (Soupe de poche) an Bord, die ich meinen Lesern schon in Birons Reise beschrieben habe.

Die Ausrüstung wurde mit großer Eilfertigkeit betrieben; und schon am 22sten August 1766, also nur drei

Monate nach Birons Zurückkunft, sah man sich in segelfertigem Zustande, und lichtete die Anker.

Um meine jungen Leser sogleich zu den anziehendsten Begebenheiten dieser Reise zu führen, übergehe ich die kleinen Abenteuer, die man bei der Fahrt durch das Atlantische Weltmeer erfuhr, und nehme den Faden der Geschichte erst da wieder auf, wo unsere Reisenden die Patagonische Küste erreichten. Hier werden wir Gelegenheit haben, das Geschlecht der großen Leute, womit uns Biron bekannt machte, noch näher kennen zu lernen.

Es war der 16te des Wintermonats, an welchem man sich dem an dieser Küste liegenden Vorgebirge der Jungfrau Maria (Cap Virgin Mary) näherte. Man ankerte daselbst, und sah auf dem Gipfel des Vorgebirges eine Menge Leute hin und her reiten, und durch Winken zu verstehen geben, daß man zu ihnen ans Land kommen möge. Allein da die Sorge, die Schiffe gehörig zu sichern, vorging, so konnte man dieser Einladung erst am folgenden Tage willfahren. Jene blieben indeß die ganze Nacht hindurch den Schiffen gegenüber am Strande, zündeten Feuer an, und riefen unaufhörlich.

Sobald nun der Tag wieder angebrochen war, ließ der Befehlshaber die Böte ausrüsten, bemannte sie mit bewaffneten Seesoldaten, und ließ hierauf nach der Küste zu rudern. Aus Vorsicht hatte er vorher die lange Seite des Schiffs nach dem Orte, wo er auszusteigen dachte, hinrichten, auch die Kanonen mit Kugeln laden lassen, um im Nothfall gedeckt zu werden.

Um sechs Uhr erreichte er den Strand, und noch ehe er das Boot verließ, gab er den Eingebornen ein Zeichen, daß sie sich etwas zurückziehen sollten. Diese ver-

standen ihn, und gehorchten. Man landete hierauf; die Böte wurden vor Anker gelegt, die Seesoldaten in Ordnung gestellt; der Befehlshaber trat vor und winkte den Indiern, daß sie nunmehr näher kommen möchten. Auch dies wurde verstanden und befolgt; worauf man ihnen einen halben Kreis beschrieb, und ihnen andeutete, daß sie sich darin niedersetzen sollten, welches sie gleichfalls willig und in bester Ordnung thaten.

Und nunmehr that der Befehlshaber seine Schätze auf, und beschenkte die neuen Freunde reichlich mit allerlei Europäischen Kostbarkeiten, als da sind: Scheren, Messer, Glaskorallen, Kämme und andere dergleichen Seltenheiten, welche den Beschenkten ungemein viel Freude machten. Die Patagonischen Damen machte er sich besonders durch ein Geschenk an Bändern verbindlich, welches gleichfalls mit großer Dankbarkeit angenommen wurde.

Aber nun hätte man auch gern ein Gegengeschenk von ihnen gehabt, und gab ihnen daher zu verstehen, daß man noch viel größere Kostbarkeiten, z. B. Hacken, Beile u. dgl., die man ihnen vorzeigte, auszutheilen hätte, wenn sie dagegen etwas zu leben hergeben wollten. Wallis wies hiebei auf ein Guanakoe oder Lama, welches sich eben von fern sehen ließ, und auf einige getödtete Strauße hin, welche die Patagonier neben sich liegen hatten. Allein ungeachtet sie zu den Beilen und Hacken gar große Lust zu haben schienen, so konnten oder wollten sie doch den Tauschantrag nicht verstehen. Es wurde also nichts daraus.

Die Beschreibung, welche unsere Reisenden von diesen Leuten machen, ist folgende:

Jeder von ihnen, Mann und Weib, hatte ein Pferd, mit Sattel, Zügel und Steigbügel angethan. Die Män-

ner trugen hölzerne Spornen; Einer von ihnen hatte sogar dergleichen von Metall und zwar in größter Form, auch unterschied sich dieser durch metallene Steigbügel und einen Spanischen Säbel ohne Scheide. Die Weiber trugen keine Spornen. Pferde und Hunde, deren sie eine Menge bei sich führten, schienen von Spanischer Zucht zu sein.

Man hatte zwei Meßruthen mit sich genommen, um die eigentliche Größe dieser Leute, worüber so viel Widersprechendes und Uebertriebenes erzählt worden ist, recht genau und bestimmt zu erfahren. Es wurden also die größten unter ihnen ausgesucht und gemessen, und man fand ihre Länge 6 Fuß und 7 Zoll; Andere maßen einen bis zwei Zoll weniger. Die Meisten unter ihnen waren nicht völlig 6 Fuß hoch.

Hier haben meine jungen Leser abermahls ein merkwürdiges Beispiel, woraus sie lernen können, wie mißlich es um die geschichtliche Wahrheit, sogar in solchen Schriften steht, deren Verfasser nicht gerade die Absicht hatten, ihre Leser hintergehen zu wollen. Nach Birons Erzählung konnte man nicht umhin, die Patagonier für Riesen von 8 bis 9 Fuß zu halten, weil er ausdrücklich sagt, daß sein Lieutenant, Herr Kumming, der selbst 6 Fuß und 2 Zoll maß, ganz bestürzt gewesen sei, sich diesen Riesen gegenüber auf einmahl zum Zwerg gemacht zu sehen. Andere Reisende haben noch übertriebenere Beschreibungen davon gemacht. Einige derselben versichern ausdrücklich, daß diese Leute 12 Fuß und darüber mäßen. Andere hingegen läugnen die ganze Sache, und versichern, daß die Patagonier Leute von gewöhnlicher Größe seien. Wem soll man nun glauben?

Die Wahrheit scheint hier, wie gemeiniglich, zwi-

schen den beiden äußersten Meinungen in der Mitte zu liegen, und unsers Wallis Ausmessung scheint dies entschieden zu haben. Ihr zufolge sind die Patagonier weder ungeheure Riesen von 12 Fuß, noch Leute von gewöhnlicher Länge, sondern solche, die sich, gleich der ersten Leibwache zu Potsdam, über die gemeine menschliche Höhe etwa um einen halben oder ganzen Kopf erheben. Unsere Erzählung wird durch diese Entscheidung freilich etwas minder wunderbar; denn wer hört nicht lieber von Riesen, als von Leuten erzählen, die nur etwas größer sind, als gewöhnliche Menschen? Aber es frommet doch in jedem Falle mehr, etwas Schlichtes, welches zugleich wahr ist, als etwas Wunderbares zu hören, welches unwahr ist.

Meine jungen Leser werden wohl thun, wenn sie sich hieraus die Lehre ziehn, daß man gegen alles Wunderbare und Uebertriebene in mündlichen und schriftlichen Erzählungen so lange mißtrauisch sein müsse, bis die Sache durch entscheidende Untersuchungen und Zeugnisse, welchen man vernünftiger Weise seinen Glauben nicht versagen kann, völlig ausgemacht worden ist. Dieses Mißtrauen oder diese Behutsamkeit im Glauben muß um so viel größer sein, je wichtiger die wunderbare Sache ist, die man uns erzählt, und jemehr das Glauben oder Nichtglauben derselben einen Bezug auf unser Verhalten und auf unsere Glückseligkeit hat.

Jetzt laßt uns noch etwas von unsern Patagoniern hören.

Die Farbe ihrer Haut ist die des Kupfers, nur etwas dunkler. Ihr Haar ist etwas steif und sträubig, wie Schweinsborsten, und am Hinterkopfe zusammengebunden. Beide Geschlechter gehn übrigens mit entblößtem Kopfe. Sie sind wohlgebildet und von starkem Kno-

chenbau; aber ihre Hände und Füße sind nach Verhältniß außerordentlich klein. Ihre Kleidung besteht aus zusammengenähten Lamafellen, die sie, das Rauhe einwärts gekehrt, um den Leib schlagen und mit einem Gürtel befestigen. Einige tragen auch eine Art von Tuch, aus Lamahaaren bereitet. Ein Stück desselben, worin man ein Loch für den Kopf geschnitten hat, hängt ihnen über die Schultern bis auf die Knie hinab. Verschiedene Männer trugen einen gemahlten rothen Kreis um das linke Auge; die Weiber hingegen hatten sich die Augenbrauen schwarz gefärbt. Einige unter ihnen hatten sich auch andere Theile des Gesichts und der Arme bemahlt.

Sie redeten viel, aber wer konnte verstehen, was sie sagten? Einige riefen indeß zuweilen das Europäische Wort Ka-pi-ta-ne aus; that man ihnen aber Fragen in Spanischer, Portugiesischer, Französischer oder Holländischer Sprache, so erfolgte keine Antwort, oder sie wiederholten bloß die Worte des Fragenden. Die Worte: Englishmen, come on shore! — Engländer, kommt ans Land! wiederholten sie so oft, bis sie dieselben auswendig wußten.

Ihre Waffen bestanden in einem sonderbaren Wurfwerkzeuge, welches sie am Gürtel trugen. Dies bestand aus zwei runden, mit Leder überzogenen Steinen, deren jeder etwa ein Pfund schwer sein mochte. Beide waren an einer ungefähr acht Fuß langen Schnur befestiget. Dieses Werkzeug gebrauchen sie folgendergestalt. Sie nehmen den einen Stein in die Hand, und schwingen den andern so lange über dem Kopfe im Kreise herum, bis er die nöthige Geschwindigkeit erreicht hat. Dann wissen sie ihn nach dem Gegenstande hin, den sie treffen wollen, abzuschnellen, und ihre Geschicklichkeit dabei ist

so groß, daß sie in einer Entfernung von 45 Fuß ein Ziel, welches nicht größer als ein Viergroschenstück ist, selten verfehlen.

Auf der Jagd bedienen sie sich dieses Werkzeuges auf eine Weise, welche sie in den Stand setzt, ein Guanakoe oder einen Strauß lebendig damit zu fangen. Sie wissen nämlich die Steine so zu schleudern, daß die Füße des Thiers von der Schnur, woran jene befestiget sind, umschlungen und verstrickt werden, so daß sie nicht aus der Stelle können, und also dem Jäger lebendig in die Hände fallen. Es ist nicht leicht, sich von dieser Verfahrungsart eine anschauende Vorstellung zu machen, und noch schwerer würden wir es, bei aller unserer Europäischen Geschicklichkeit, finden, es ihnen nachzumachen. Man sieht auch daraus, wie sinnreich der menschliche Verstand im Erfinden ist, wenn es darauf ankommt, Mittel zur Befriedigung dringender Bedürfnisse zu ersinnen, und wie gut der Schöpfer uns bedacht hat, daß er uns so vielerlei Bedürfnisse gab, welche unsern Verstand in Bewegung setzen, und uns zu mancherlei Erfindungen und Uebungen reizen mußten! Was wären wir ohne diese Bedürfnisse? Das, was unsere Viertelbrüder, die Thiere, sind, und selbst so viel kaum!

Im Essen waren diese Leute nichts weniger als verzärtelt. Man sah einen derselben das rohe Eingeweide eines Straußes verzehren, womit er keine andere Zubereitung vornahm, als daß er das Inwendige auswärts kehrte, den Koth ein wenig abschüttelte, und sich dann das Uebrige wohl schmecken ließ. Wohl bekomme ihm die Mahlzeit!

Man verweilte ungefähr vier Stunden lang bei ihnen. Dann gab ihnen der Befehlshaber durch Zeichen zu verstehen, daß er nach den Schiffen zurückkehren und,

wenn sie Lust hätten, einige von ihnen mitnehmen wolle. Sogleich drängten sich wol hundert vor, welche von dieser Erlaubniß Gebrauch machen wollten. Allein man wählte nur acht von ihnen aus, und wies die übrigen zurück. Jene sprangen wie Kinder, die man nach dem Jahrmarkte führt, in die Böte, und weil sie sich selbst keiner feindseligen Absichten gegen ihre Führer bewußt waren, so besorgten sie auch für sich nichts Arges von diesen. Mißtrauen ist nicht selten die Frucht von dem Bewußtsein eigner Verschuldung.

Während daß die Böte fortruderten, stimmten die mitgenommenen Patagonier verschiedene ihrer Lieder an, wobei man nichts mehr bedauerte, als daß man den Inhalt derselben nicht verstehen konnte. Jeder erwartete, daß sie beim Anblicke der Schiffe eine lebhafte Verwunderung äußern würden; aber nein! sie verriethen weder Neugierde noch Erstaunen, vermuthlich weil sie der Europäischen Schiffe schon mehre gesehen hatten.

Der Befehlshaber nahm sie mit in seine Kajüte; aber auch hier betrachteten sie Alles mit ziemlicher Gleichgültigkeit, bis Einer von ihnen seine Augen von ungefähr auf einen Spiegel warf. Das veränderte den Auftritt plötzlich; denn das Wahrnehmen ihrer eigenen Figuren im Spiegel machte ihnen großes Vergnügen. Sie näherten sich demselben, sprangen wieder zurück, machten Männchen, die sie herzlich belachten, und sprachen darüber unter sich mit großer Lebhaftigkeit.

Sie aßen Alles, was man ihnen gab, aber trinken wollten sie nichts als Wasser. Die nämliche Beobachtung hat man bei vielen andern Wilden gemacht, und das scheint ein Beweis zu sein, daß unsere erkünstelten hitzigen Getränke der unverderbten menschlichen Natur zuwider sind.

Von allem Andern, was sie am Bord sahen, zog ihre Aufmerksamkeit nichts so sehr auf sich, als die Europäischen Thiere — Schweine, Schafe und Truthühner — die sie hier erblickten. Ein Einziger von ihnen, der schon alt war, wünschte etwas von unsern Kleidungsstücken zu erhalten, und man schenkte ihm ein Paar Schuhe nebst Schnallen. Außerdem verehrte man ihm einen Beutel von Kanevaß, worin man folgende Sachen gesteckt hatte: ein Messer, eine Schere, einige eingefädelte Nähnadeln, ein paar kleine Streifen Tuch, Zwirn, Glaskorallen, einen Kamm und einen Spiegel, nebst einigen Englischen Münzarten. Durch diese hatte man vorher ein Loch geschlagen, und ein Band dadurch gezogen, damit sie am Halse getragen werden könnten.

Man zeigte ihnen auch die Kanonen; sie schienen aber von dem Gebrauche derselben ganz und gar keinen Begriff zu haben. Der Befehlshaber ließ hierauf die Seesoldaten unter die Waffen treten und einige Kriegesübungen anstellen. So lange nicht Feuer gegeben wurde, ging Alles gut, aber bei der ersten Salve geriethen Alle in Bestürzung und Schrecken. Der alte Mann warf sich hin aufs Verdeck, wies auf die Flinten, schlug sich dann mit der Hand auf die Brust, schloß die Augen, und blieb eine Zeit lang ohne Bewegung liegen. Vermuthlich wollte er dadurch anzeigen, daß ihm die tödtliche Wirkung der Feuergewehre bekannt sei.

Endlich deutete man ihnen an, daß sie nunmehr wieder nach dem Lande zurückkehren müßten. Diese Nachricht war ihnen gar nicht lieb; indeß bequemten sich doch Alle, außer dem Alten nebst noch einem Andern, ins Boot zu steigen. Diese Beiden wollten gar zu gern noch länger bleiben. Der Alte stellte sich auf dem Hintertheile des Schiffes an die Kajütentreppe, und blieb

da lange, wie in Gedanken, stehn, ohne ein Wort zu sprechen. Endlich fing er an, etwas herzusagen oder herzusingen, welches man für ein Gebet hielt, weil er Augen und Hände dabei oft zum Himmel emporhob. Als man ihm abermahls zu verstehen gab, daß es Zeit sei, ins Boot hinabzusteigen, wies er auf die Sonne, dann nach Westen hin, und endlich nach dem Strande, wobei er dem Befehlshaber lachend ins Gesicht schauete. Es war nicht schwer zu errathen, daß er damit andeuten wolle, er wünsche bis zu Sonnenuntergang an Bord zu bleiben, und alsdann erst nach dem Lande zurückzukehren.

Da man ihm hierin nicht willfahren konnte, so bequemte er sich endlich zur Abreise, und stieg ins Boot. Im Wegrudern fingen Alle wieder an zu singen, und fuhren damit fort, bis sie den Strand erreichten. Sobald man ans Land kam, lief eine große Menge von Eingebornen herbei, in der Hoffnung, daß man sie gleichfalls mit ins Schiff nehmen würde. Allein der Offizier hatte ausdrücklich Befehl, Keinen derselben mit sich zurückzubringen, weil man sich zur Abreise fertig hielt. Er sah sich also genöthiget, sie zurückzuweisen, worüber sie ihre große Unzufriedenheit an den Tag legten.

2.

Fahrt durch die Magellanische Straße, nebst fernern Nachrichten von den Patagoniern, wie auch von den Inländern auf beiden Seiten der Meerenge.

Meine jungen Leser werden mich entschuldigen, daß ich sie noch einmahl in die unfreundliche und rauhe Himmelsgegend führe, durch welche sie in der vorhergehenden Erzählung schon den Erdumsegler Biron begleitet haben. Ich könnte sie dieser Mühe überheben, wenn ich

nicht glaubte, daß die merkwürdigen Auftritte, welche unsern dermahligen Reisenden bei dieser Fahrt bevorstehen, ihrer Aufmerksamkeit würdig wären.

Sobald das Boot wieder bei dem Schiffe angelangt war, gab der Befehlshaber das Zeichen zur Abreise, und das kleine Geschwader setzte sich in Bewegung.

Man erreichte noch an dem nämlichen Tage die Mündung der Straße, und legte sich bald nachher in einer Gegend vor Anker, wo Biron eine Zusammenkunft mit den Patagoniern gehabt hatte. Auch diesmahl stellte sich eine Menge derselben, den Schiffen gegenüber, am Strande ein, welche sämmtlich zu Pferde waren. Der Befehlshaber schickte hierauf zwar ein Boot ab, um sie in der Nähe zu beobachten, allein er verbot dem anführenden Offizier, zu landen, weil die Schiffe in zu großer Entfernung von der Küste lagen, als daß man die Landenden im Nothfall hätte schützen können.

Das Boot näherte sich daher der Küste nur so weit, daß man sich mit der Menge der daselbst versammelten Patagonier unterhalten konnte. Man schätzte die Anzahl derselben auf vierhundert, und man bemerkte unter ihnen verschiedene von Denen, welche man schon vorher gesehen hatte. Außerdem waren diesmahl auch viel Weiber und Kinder unter ihnen.

Als diese Leute sahen, daß man keine Lust habe, ans Land zu kommen, traten verschiedene derselben ins Wasser und riefen oft und laut die gelernten Worte aus: Englishmen, come on shore, Engländer, kommt ans Land! allein man konnte ihnen nicht willfahren. Die Bootsleute warfen ihnen kleine Geschenke an Brot, Tabak und andern Kleinigkeiten zu; worauf verschiedene von ihnen ins Boot zu kommen suchten, welches man aber gleichfalls ihnen nicht vergönnen konnte.

Jetzt arbeitete man sich in die Straße völlig hinein, und fing an, den damit verbundenen Mühseligkeiten und Gefahren, die wir schon aus der vorigen Reise kennen, muthig entgegen zu gehn.

Nach acht Tagen erreichte man den sogenannten Hafen der Hungersnoth (Port famine), den wir kennen, und warf daselbst, als an einem guten Erfrischungsorte, die Anker aus. Die ganze Schiffsgesellschaft sah um diese Zeit blaß und mager aus, weil Viele bereits vom Scharbock ergriffen waren, Andere aber eben auf dem Punkte standen, davon befallen zu werden. Durch einen vierzehntägigen Aufenthalt in diesem Hafen wurden Alle wieder hergestellt, welches man theils dem wilden Selleri, welcher hier in Ueberfluß wächst, theils dem Befehl verdankte, daß Jeder seine Kleider waschen, und sich täglich baden mußte.

Auch der Genuß der frischen Landluft mochte viel dazu beitragen. Denn man hatte eine Menge Gezelte aufgeschlagen, und nicht bloß die Kranken, sondern auch die Schmiede, die Segelmacher, Holzhauer und Zimmerleute, wie überhaupt Alle, welche zur Ausbesserung der Schiffe und zum Einsammeln des benöthigten Vorraths an Holz und Wasser behülflich sein konnten, ans Land geschickt.

Das Vorrathsschiff war nicht bestimmt, die ganze Reise mitzumachen, sondern sich hier von den übrigen zu trennen und nach den Falklands-Inseln zu segeln. Zu welchem Endzwecke, das will ich meinen jungen Lesern erzählen.

Seit Birons Hiersein hatte man in England den Entschluß gefaßt, auf diesen Inseln eine Niederlassung anzulegen, und man hatte dem zu Folge den Kapitän Macbride mit hinlänglicher Mannschaft, und mit Al-

lem, was zu einer Niederlassung erfodert wird, dahingesandt. Dieser legte den neuen Pflanzort bei einem westlichen Meerbusen an, und nannte ihn Port Egmont.

Allein zu eben der Zeit, da Biron von diesen Inseln Besitz nahm, that der Französische Weltumsegler Bougainville auf einer andern dieser Inseln ein Gleiches, und ließ zugleich eine Gesellschaft von Anbauern darauf zurück.

Macbride, der einst die sämmtlichen Inseln umsegelte, fand diese Französische Niederlassung zu seiner großen Verwunderung, und verlangte, daß sie sich entfernen solle. Allein die Franzosen, welche größeres Recht zu haben glaubten, als er, verlangten Ebendasselbe von ihm. Es wurde von beiden Seiten viel darüber gestritten, ohne daß der Eine den Andern dadurch verdrängen konnte.

Unterdeß hatte man in Paris für gut gefunden, diese neue Besitzung an die Spanier zu verkaufen; und nun wurde der angefangene Streit zwischen diesen und den Engländern fortgesetzt. Es fehlte nicht viel, so wären beide Völker darüber in einen Krieg verwickelt worden. Indeß legte man endlich den Zwist dergestalt bei, daß man sich in den beiden größeren Inseln theilte, so daß England die östliche, Spanien die westliche behielt.

Die Engländer verließen in der Folge diese Besitzung freiwillig, weil sie ihre Rechnung nicht dabei fanden, indem das Land größtentheils aus unfruchtbarem Torfgrunde und Felsen besteht. Ob die Spanier ein Gleiches gethan haben, ist, so viel ich weiß, bis jetzt noch nicht bekannt geworden.

So viel von der Geschichte dieser Inseln! Jetzt laßt uns wieder nach dem Hafen der Hungersnoth zurück-

kehren, wo unsere Reisenden sich unterdeß ganz wohl befunden haben.

Das Vorrathsschiff war also nach dem Orte bestimmt, wo die Engländer damahls noch ihre neue Pflanzstadt hatten. Es sollte besonders Holz und andere Nothwendigkeiten, an welchen jene Inseln Mangel leiden, dahin bringen. Als es hiemit, und mit einer Menge junger Bäume zum Verpflanzen, die man mit der Wurzel ausgrub und in die Erde einpackte, hinlänglich befrachtet war, wurde es entlassen, und segelte nach dem Orte seiner Bestimmung ab.

Die übrigen beiden Schiffe gingen bald nachher gleichfalls unter Segel; allein widrige Winde und unsicherer Meeresgrund nöthigten sie, von Zeit zu Zeit wieder still zu liegen, so daß sie nur langsam vorwärts rückten.

Am 29sten Jänner ging man bei einer in der Straße liegenden Insel vor Anker, welche die Prinz Ruperts-Insel genannt wird, und die Böte wurden ans Land geschickt, um Trinkwasser zu suchen. Kaum waren sie daselbst angekommen, so sahen sie von der südlichen Küste her drei Kähne herbeirudern, welche 16 Eingeborne ans Land setzten. Diese näherten sich den Leuten des Boots, bis sie etwa noch 300 Fuß weit davon entfernt waren; dann standen sie still, riefen mit lauter Stimme und machten Freundschaftszeichen, welche die Engländer beantworteten. Man zeigte ihnen hierauf einige Glaskorallen, welche ihnen, wie gewöhnlich, gar sehr zu gefallen schienen. Sie druckten nämlich ihre Freude darüber durch ein lautes Jauchzen aus. Die Engländer ahmten den Ton dieses Freudengeschreies nach: und jauchzten auch; worauf jene in vollem Lachen an sie herankamen.

Man schüttelte sich hierauf gegenseitig die Hände,

und die Bootsleute theilten Geschenke aus, wodurch die angefangene Freundschaft vollends besiegelt wurde.

Diese Wilden waren mit stinkenden Seehundsfellen bedeckt, und ihre Speise war verfaultes Fleisch und Fett von ebendiesem Thiere, welches sie, als Leckerbissen, mit großer Gierigkeit verschlangen. Sie waren von dunkler Kupferfarbe, aber mehr klein, als groß. Das Erste, was sie vornahmen, war, daß sie ein Feuer anzündeten, weil sie ganz erfroren waren. Dies bewerkstelligen sie auf folgende Weise. Sie schlagen Funken aus Kieselsteinen, und fangen sie in trockenem Moose oder in Flaumfedern auf, welche mit einer weißlichen Erde vermischt sind, und eben so leicht als Zunder anglimmen. Sie legen hierauf diese Masse in dürres Gras, und schwenken dasselbe so lange hin und her, bis es in Flamme geräth.

Es ist wirklich unbegreiflich, wie diese armseligen Menschen unter einem so fürchterlich rauhen Himmelsstriche überwintern können, wo man oft mitten im Sommer schon die Kälte unerträglich findet; und diese Unbegreiflichkeit wächst, wenn man hinzudenkt, daß sie weder wärmende Kleidungsstücke, noch eine wind- und wetterfeste Wohnung, noch auch endlich nahrhafte und erquickende Speisen haben, welche ihnen eine vorzügliche Körperkraft verleihen könnten.

Sie waren übrigens mit Pfeilen, Bogen und Wurfspießen bewaffnet. Letztere hatten eine Spitze von Feuerstein in Form einer Schlangenzunge, deren Bearbeitung ihnen nicht wenig Mühe machen muß. Sie schossen und warfen mit eben so großer Stärke, als Geschicklichkeit.

Eins der Böte brachte drei dieser Leute mit an Bord. Außer den Kleidungsstücken und den Spiegeln schien eben nichts ihre Aufmerksamkeit zu reizen. Die Spiegel hin-

gegen gewährten ihnen eine herrliche Unterhaltung. Bei dem ersten Blicke, den sie in einen derselben thaten, fuhren sie bestürzt zurück. Nach einer Weile wagten sie es zum zweiten Mahle, aber gleichsam verstohlener Weise, hinzublicken, und fuhren abermahls zurück. Dann sahen sie begierig hinter dem Spiegel nach, vermuthlich in der Meinung, die gesehenen Personen daselbst zu entdecken. Als sie aber nach und nach die Täuschung merkten, fingen sie an zu lächeln; und siehe! die Bilder im Spiegel lächelten auch. Das gab ihnen neuen Stoff zur Kurzweile, wobei sie endlich in das heftigste Gelächter ausbrachen.

Wer hätte nun nicht denken sollen, daß eine für sie so merkwürdige Seltenheit einen tiefen und dauernden Eindruck auf sie machen würde? Aber nein! Sie verließen nach einiger Zeit den Spiegel mit so vollkommener Gleichgültigkeit, als ob sie ihn gar nicht gesehen hätten, gleich Kindern, die das neue Spielzeug, welches ihnen eben erst die lebhafteste Freude verursachte, nach einer Weile mit Verachtung von sich werfen.

Sie aßen Alles, was man ihnen gab; aber trinken wollten sie nichts, als Wasser.

So wie diese Gegend eine der gräulichsten und unbewohnbarsten in der Welt zu sein scheint, selbst die rauhesten Theile von Schweden und Norwegen nicht ausgenommen, so kamen unsern Reisenden auch die Bewohner derselben als die armseligsten unter allen menschlichen Wesen vor. Da sie das Schiff verließen und in ihre Kähne stiegen, steckten sie ein Seehundsfell, statt des Segels, auf, und steuerten nach dem südlichen Ufer zu, wo man einige ihrer Hütten erblickte. Man bemerkte dabei mit Befremden, daß Keiner von ihnen sich auch nur ein einziges Mahl umsah; einen so vorübergehen-

den Eindruck hatten die von ihnen gesehenen Wunder auf ihr Gemüth gemacht, und so sehr scheinen sie ganz und gar an Dem, was ihnen jedesmahl gegenwärtig ist, zu kleben, ohne die geringste Fertigkeit zu haben, das Vergangene mit ihrer Vorstellungskraft fest zu halten, oder es von Zeit zu Zeit in ihre Seele zurückzurufen. Die armen, kindischen Menschen!

Man segelte weiter, und kam in eine Gegend, wo ein Landstrom, der Bachelors-Fluß genannt, sich in die Straße ergießt. Hier stieg der Befehlshaber selbst mit einigen Leuten ins Boot, um den Strom eine Strecke hinaufzufahren. Man sammelte bei dieser Gelegenheit einen schätzbaren Vorrath von Muschelfischen, Selleri und Nesseln ein. Nachdem man ungefähr drei Meilen weit hinaufgerudert war, kam man an einen sehr merkwürdigen Wasserfall. Der Strom stürzte daselbst von einem Berge herab, der mehr als 1200 Fuß hoch zu sein schien. Das Getöse dieses Falls war eben so fürchterlich, als man den Anblick desselben prächtig fand.

Um diese Zeit begegnete es den Schiffen oft, daß sie, wenn sie unter Segel gingen, von widrigen Winden und Meeresströmen in einer Stunde weiter zurückgetrieben wurden, als sie Tage lang vorwärts zu kommen sich bestrebt hatten. Bei solchen Gelegenheiten liefen sie oft die augenscheinlichste Gefahr, auf Untiefen oder gegen Felsen geworfen zu werden. Nicht selten waren sie von solchen gefährlichen Oertern, wo ihr Untergang unvermeidlich gewesen wäre, nicht weiter als eine Schiffslänge entfernt, und gemeinlich rettete sie alsdann ein bloßer Zufall, das heißt, irgend ein unvorhergesehenes Hülfsmittel, welches die göttliche Vorsehung ohne ihr Zuthun und wider ihre Erwartung herbeiführte. Es sprang nämlich oft, in dem entscheidenden Augenblicke

der Gefahr, ein entgegengesetzter Wind auf, der sie rettete, oder der Strom machte eine Wendung, und führte sie von dem gefährlichen Orte weg. Indeß schwebte man stets zwischen Furcht und Hoffnung, mußte immer auf seiner Hut sein und unaufhörlich arbeiten.

Einer der gefährlichsten Tage für sie war der 20ste Hornung. An diesem sah man in der Mittagsstunde gen Westen eine Menge schwarzer Wolken emporsteigen, und in weniger als einer Stunde brach ein so fürchterlicher Sturm mit Regen und Hagel aus, als man noch nie erlebt hatte. Man zog sofort die Segel ein, und sicherte das Schiff durch ausgeworfene Anker und durch verschiedene Taue, die man an einem Felsen befestigte. Allein der Sturm stieg gegen Abend zu einer solchen Heftigkeit, daß man dem Zerreißen der Taue und dann dem Untergange des Schiffs in jedem Augenblicke als unvermeidlich entgegensah. Aber die Vorsehung hatte ihre Erhaltung beschlossen; der Sturm ließ gegen acht Uhr nach, und noch ehe die Nacht verfloß, hatte man wieder ruhiges Wetter.

Die Swallow, welche sehr schlecht segelte und überdas baufällig war, blieb von Zeit zu Zeit weit hinter dem Delphin zurück. Der Führer derselben, Herr Carteret, ließ den Befehlshaber von der erbärmlichen Beschaffenheit seines Fahrzeugs benachrichtigen, und stellte ihm vor, ob es unter diesen Umständen nicht besser sei, daß er zurückgeschickt, als ferner mitgenommen werde, da er auf der ganzen übrigen Reise fast gar keinen Nutzen werde leisten können. Allein Wallis erwiederte: der Seerath oder die Admiralität*) habe einmahl ge-

*) Diejenige Staats-Behörde zu London, welche über das ganze Brittische Seewesen gesetzt ist, und darüber zu gebieten hat.

wollt, daß die Swallow den Delphin begleiten solle; dieser Befehl müsse befolgt werden, so lange es möglich sei. Weil sie indeß, ihres schlechten Zustandes wegen, nicht gehörig segeln könne, so wolle er sich nach ihr bequemen und auf sie warten. Sollte übrigens einem von beiden Schiffen ein Unglück begegnen, so müsse das andere bereit sein, ihm nach Möglichkeit zu Hülfe zu kommen.

Unter unbeschreiblichen Mühseligkeiten und Gefahren, wobei man die Swallow oft schleppen oder boogsiren, d. i. durch Hülfe der Böte an Stricken fortziehen mußte, erreichte man den 17ten März ein Vorgebirge, wobei man mit einiger Sicherheit vor Anker gehn konnte. Tags darauf, da man beschäftiget war, Holz und Wasser einzunehmen, auch Selleri und Muscheln zu sammeln, kamen zwei Kähne mit Indiern herbei. Sie glichen ganz den elenden, menschlichen Wesen, die man zuletzt gesehen hatte, und führten, wie jene, rohes Seehundfleisch und Fett von Fettgänsen mit sich, welches sie ohne alle Zubereitung verzehrten. Einer der Bootsleute, welcher eben einen Fisch, der etwas größer als ein Häring war, an der Angel fing, warf ihnen denselben zu, und derjenige Indier, der ihn, wie der Hund den Knochen, fing, versetzte ihm bloß einen Biß, um ihn zu tödten und fraß ihn darauf vom Kopfe bis an den Schwanz, mit Gräten, Schuppen, Floßfedern und Eingeweide auf. Auch diese wollten kein anderes Getränk, als Wasser, genießen, ungeachtet sie alles Eßbare, was man ihnen gab, es mochte frisch oder eingesalzen, roh oder gekocht sein, mit großer Gierigkeit verschluckten.

Die armen Leute zitterten vor Kälte und waren gleichfalls nur mit einer Seehundshaut bekleidet, die ihnen von den Schultern bis an die Mitte des Leibes

reichte. Aber auch diese warfen sie auf die Seite, so oft sie sich ans Ruder setzten, und dann waren sie völlig nackt.

Ihre Jagdgeräthschaft und Waffen bestanden in einem Wurfspieße, an dem ein spitziger Knochen schlecht genug befestiget war. Damit sah man sie nach Seehunden, Fischen und Fettgänsen werfen. Einer von ihnen hatte auch ein Stück Eisen, von der Größe eines Meißels, an einen Stock gebunden. Ohne Zweifel hatte er dasselbe von einem Europäischen Schiffe erhalten.

Alle diese Leute hatten wunde Augen, vermuthlich weil sie ihre meiste Zeit im Rauche neben ihren Feuern zubringen. Uebrigens stanken sie sämmtlich ärger, als die Füchse, welches sowol von ihrer Kost, als auch von ihrer Unreinlichkeit herrühren mag.

Ihre Kähne waren aus Baumrinde gemacht, und entweder mit Sehnen von irgend einem Thiere, oder mit Riemen aus Fellen verbunden. Die Fugen hatten sie mit einer Art von Binsen ausgestopft; und die ganze äußere Seite des Kahns war mit einem Harze überzogen, um das Eindringen des Wassers zu verhindern. Die Länge eines solchen Fahrzeugs betrug ungefähr 15 Fuß, die Breite 3.

Man schenkte ihnen zwei Beile und einige Glaskorallen. Damit zufrieden ruderten sie von dannen, und wurden nicht wieder gesehen.

Man schickte hier abermahls, wie gewöhnlich, die Böte aus, um überall zu sonden und Ankerplätze aufzusuchen. Da die Leute des einen Boots sich hiebei bis auf 10 Seemeilen weit von den Schiffen entfernten, so sahen sie sich genöthiget, auf einer Insel zu übernachten. Während ihres Aufenthaltes daselbst kamen sechs Kähne mit ungefähr 30 Wilden an, die alsobald nach dem Boote

liefen, vermuthlich, um sich der darin befindlichen Sachen zu bemächtigen. Allein man merkte ihr Vorhaben früh genug, um es zu vereiteln. Jene eilten darauf nach ihren Kähnen, und bewaffneten sich mit Spießen, die mit Fischgräten zugespitzt waren, und nahmen eine drohende Stellung an. Allein da die Bootsleute, deren Zahl sich auf 22 belief, sich in den Grenzen der Vertheidigung hielten, und ihnen einige Kleidungsstücke schenkten, so wurden sie bald gute Freunde, und es wurde an keine Feindseligkeit weiter gedacht.

Man hatte jetzt viele Tage hinter einander Hagel, Blitz, Regen und Sturm, und lief daher in jedem Augenblicke Gefahr, daß Wind und Wogen die Schiffe von ihren Ankern losreißen und an Felsen zertrümmern möchten. Als das Wetter wieder etwas gelinder wurde, fand man an beiden Schiffen genug zu flicken, und sah sich daher genöthiget, noch länger liegen zu bleiben. Um die Schmiede, welche gleichfalls schadhaft geworden war, wieder herzustellen, mußte man eine neue Brandmauer aufführen und zu diesem Behufe erst Kalk aus Muschelschalen brennen. Meine jungen Leute werden wissen, daß man dies auch an andern Orten thut, wo man keine Kalksteine haben kann.

Die Wilden statteten unterdeß von Zeit zu Zeit wiederholte Besuche bei den Schiffen ab, und führten sich dabei ganz friedlich auf. Eines Tages kamen zwei Kähne mit vier Männern und drei jungen Kindern an Bord. Die Ersten hatten etwas mehr Bedeckung, als Diejenigen, welche man bisher gesehen hatte; die Letzten aber gingen nackt, und waren etwas heller von Farbe, als die Erwachsenen. Diese schienen eine große Sorgfalt für sie zu haben, welches sich besonders dann zeigte, wenn sie dieselben in die Kähne und aus denselben hoben. Man

schenkte diesen kleinen Wilden Arm- und Halsbänder, worüber sie eine große Freude äußerten.

Es sollte um diese Zeit ein Boot ans Land gehen, um Holz und Wasser zu holen. So lange die Bootsleute mit der Zurüstung dazu beschäftiget waren, ließen die Wilden sie nicht aus dem Gesichte. Allein sobald jene wirklich abstießen, geriethen sie in die äußerste Bestürzung, sprangen mit ihren Kindern hurtig in die Kähne, ruderten mit der größten Anstrengung dem Boote nach, und schrien aus Leibeskräften. Noch wußte man nicht, was dies bedeuten solle. Aber da das Boot sich dem Strande näherte, erblickten die Leute am Bord desselben einige Weiber, welche zwischen den Felsen Muscheln auflasen. Dies erklärte auf einmahl das ganze Räthsel. Die armen Indier hatten besorgt, daß man ihren wehrlosen Weibern etwas zu Leide thun möchte. Um ihnen diese Besorgniß zu benehmen, lag das Boot eine Zeit lang still, damit sie erst vorbeiruderten. Nichtsdestoweniger fuhren sie fort, den Weibern zuzurufen, bis diese es endlich hörten, und davon liefen. Ihre Männer folgten ihnen, sobald sie das Land erreicht hatten, mit großer Eile nach.

Erst am 10ten des Wandelmonats klärte sich das Wetter wieder auf, und man lichtete sofort die Anker, und ging wieder unter Segel.

Tags darauf verlor man die schwersegelnde Swallow aus dem Gesichte, weil man eines reißenden Seestroms wegen es nicht in seiner Gewalt hatte, auf sie zu warten. Strom und Wind führten noch an ebendiesem Tage den Delphin gänzlich aus der Straße hinaus. Man war geneigt, wieder umzukehren und die Swallow nachzuholen; aber da zu eben der Zeit ein Nebel aufstieg und die See anfing, sehr hoch aufzuschwellen, so

waren Alle der Meinung, daß es unumgänglich nöthig sei, so geschwind als möglich die hohe See zu suchen, wenn man nicht Gefahr laufen wolle, an die Küste geworfen und zerschmettert zu werden. Die arme Swallow wurde also ihrem Schicksale überlassen, und zwar in einem Zustande, der in der That bejammerungswürdig war, wie wir in der Folge hören werden.

So verließ man also eine der rauhesten und unfreundlichsten Gegenden des Erdbodens, nachdem man vier Monate lang fast in beständiger Gefahr geschwebt hatte, Schiffbruch zu leiden. Am 17ten des Wintermonats 1766 war man in die Meerenge eingetreten, und den 11ten des Wandelmonats oder Aprils 1767 legte man sie zurück. So lange hatte man in einer Weltgegend zubringen müssen, wo mitten im Sommer die Witterung kalt, finster und stürmisch ist, wo die Erde mehr einem rohen Mischklumpen, als der ausgebildeten Natur gleicht, wo die Thäler, meistentheils ohne Kräuter, die Berge, ohne Holz, den ödesten und traurigsten Anblick darbieten.

3.

Fahrt von der Magellanischen Straße nach Otaheite, einer neuentdeckten Insel in der Südsee, nebst einem Berichte von der Entdeckung anderer Inseln.

Jetzt schwamm der Delphin auf dem Rücken des unermeßlichen Südmeers, und richtete, wie der junge Leser auf unserer Karte sehen kann, seinen Lauf gegen Westen. Eine Menge von Möven und andern Vögeln flatterten schreiend um die Masten, der Wind wehete heftig, die Wogen gingen hoch, und spritzten so viel Wasser auf das Verdeck, daß einige Wochen lang im ganzen Schiffe kein trockener Platz zu finden war.

Dieses Letzte hatte einen nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit des Schiffsvolks. Da ihre Kleider und Betten beständig naß waren, so erkrankten ihrer Viele an Erkältungsfiebern. Erst den 27sten, also 16 Tage nach dem Eintritt in die Südsee, änderte sich das Wetter, und fing an, hell und milde zu werden.

Sogleich ließ der Befehlshaber die Kranken aufs Verdeck bringen, und es wurde befohlen, daß Jeder seine Kleidungsstücke und Betten trocknen mußte. Jene erhielten alle Morgen Sago und Weizenmehl, in tragbarer Suppe gekocht, zum Frühstück, und unter die gesammte Mannschaft wurde so viel Essig und Senf vertheilt, als sie nur verzehren konnte. Dies Letzte als ein Verwahrungsmittel wider den Scharbock.

Aber kaum fingen die armen Leute an, sich ein wenig zu erholen, so wurde die Witterung von neuen ungestüm. Es stürmte wieder, wie zuvor, die See schwoll aufs neue zu fürchterlichen Wogen an, und das von ihnen geschaukelte Schiff stürzte oft so schwer der Länge nach hin, daß man den Umsturz der Masten besorgte. Kleider und Betten trieften abermahls von Wasser.

Diese ganze Zeit hindurch sah man sich beständig nach der Swallow um, aber immer vergebens! Man bekam von ihr, während der ganzen übrigen Reise, weder etwas zu sehen, noch zu hören, und konnte dabei weiter nichts thun, als — ihr Schicksal beklagen.

Aller Vorkehrungen ungeachtet, wurde die Schiffsgesellschaft immer mehr und mehr von der Plage der Seefahrenden, dem Scharbock, befallen. Alle hatten ein blasses und kränkliches Ansehn, Viele waren bettlägrig. Wie sehnte sich jetzt Jeder nach der Entdeckung eines Landes, dessen erfrischende Kräuter und Früchte ihnen Gesundheit und neue Lebenskraft gewähren möchten!

Aber dieser sehnliche Wunsch wurde nicht eher als am 6ten des Sommermonats erfüllt. An diesem Tage erschallte endlich, Vormittags um 11 Uhr, vom Mastkorbe herab, das freudenreiche Wort: Land! und nur Diejenigen, welche die Gefahren, die ermattenden Beschwerlichkeiten und Krankheiten einer solchen Seereise aus eigener Erfahrung kennen, sind im Stande, sich die Freude vorzustellen, welches dieses einzige Wort in Aller Seelen goß!

Eine Stunde nachher konnte man das entdeckte Land, welches eine Insel war, schon auf dem Verdecke erkennen, und steuerte darauf zu. Nicht lange nachher nahm man eine zweite, nicht weit davon gelegene Insel wahr, und da man gegen 3 Uhr die erste erreicht hatte, so legte man bei und setzte die Böte aus. Herr Fourneaux, der zweite Lieutenant des Schiffs, mußte sie anführen, und dieser ließ sofort auf die Küste zurudern. Zu eben der Zeit sah man zwei Kähne vom Lande abstoßen und in großer Eile nach dem andern Eilande rudern; vielleicht um Nachricht dahin zu bringen.

Die Böte kehrten gegen Abend zurück, und brachten, außer einigen Kokosnüssen, einen hübschen Vorrath an Löffelkraut und aufgelesenen Austern mit. Es hatte ihnen, der hohen Brandung wegen, Mühe gekostet, die Küste zu erreichen; aber einen Platz zum Ankern hatten sie nirgend finden können, weil das Meer überall, wo sie das Senkblei auswarfen, bis nahe an den Strand, unergründlich tief war.

Von den Eingebornen war ihnen Keiner zu Gesicht gekommen; aber sie hatten drei ihrer Hütten angetroffen, welche die Form unserer Heuschober hatten, oben mit Kokosblättern bedeckt, an den Seiten aber offen waren. In einer derselben fanden sie Fischangel, aus Austerscha-

len gemacht, die sie mit sich nahmen; mit welchem Rechte? weiß ich nicht. Ist es nicht sonderbar und ungerecht, daß die nämlichen Europäer, welche den Wilden aus jeder kleinen Mauserei ein unverzeihliches Verbrechen machen, sich gleichwol selbst für berechtigt halten, ihnen Etwas zu entwenden, dessen Verfertigung ihnen so viel Mühe machen muß, und welches ihnen zur Erwerbung ihres Unterhalts so wichtige Dienste leistet? —

Man kreuzte die ganze Nacht hindurch ab und zu, und sobald der Tag wieder anbrach, wurden die Böte abermahls abgefertigt, um, wo möglich, eine Stelle ausfindig zu machen, an welcher das Schiff vor Anker gehen könnte. Allein sie kamen noch einmahl unverrichteter Sache zurück, und hatten überall, entweder eine grundlose Tiefe oder schroffe Felsen gefunden. Man sah sich also genöthigt, die Hoffnung, von dieser Insel die nöthigen Erfrischungen zu erhalten, aufzugeben, und segelte nun nach der zweiten, indem man dieser den Namen der Pfingst-Insel gab, weil es gerade der erste Pfingsttag war, an dem man sie entdeckte.

Sobald man an die Leeseite *) der andern Insel gekommen war, schickte man abermahls die Böte mit bewaffneter Mannschaft und unter Anführung des Lieutenants Fourneaux aus, um einen Ankerplatz zu suchen. Da man zu eben der Zeit sah, daß ungefähr 50 von den Eingebornen mit langen Spießen, zum Theil auch mit Feuerbränden bewaffnet, an den Strand liefen, so erhielt dieser Offizier Befehl, sich zu bestreben, den Leuten friedfertige Gesinnungen einzuflößen, und sorgfältig zu vermeiden, daß ihnen etwas zu Leide geschehe.

*) Die Leeseite oder Leeküste einer Insel ist die entgegengesetzte von der Windseite.

So wie die Böte sich der Küste näherten, drängten die Indier sich immer dichter an das Wasser herab, und setzten sich in Verfassung, die Ankommenden mit ihren Spießen zu empfangen. Diese hielten also ein mit Rudern, machten allerhand Freundschaftszeichen, und hielten dabei allerlei Kleinigkeiten, als Glaskorallen, Bänder und Messer, in die Höhe. Beim Anblick dieser kostbaren Sachen schienen Jene zwar eine lebhafte Begierde danach zu empfinden, allein sie fuhren deßungeachtet fort, den Leuten im Boote durch Zeichen anzudeuten, daß sie sich zurückziehen sollten.

Nach und nach wagten es gleichwol Einige von ihnen, ins Wasser hervorzutreten, und da man diesen zu verstehen gab, daß man Trinkwasser und Kokosnüsse verlange, so holten sie von beiden einen kleinen Vorrath, und kamen damit ans Boot. Man beschenkte sie dafür mit den gezeigten Spielsachen, auch mit einigen Nägeln, die sie höher als alles Andere zu schätzen schienen. Unterdeß nahm Einer von ihnen der Gelegenheit wahr, ein seidenes Schnupftuch zu mausen, und er hatte sich damit aus dem Staube gemacht, bevor man es bemerkte. Als es endlich vermißt wurde, deutete man zwar den Uebrigen an, daß etwas gestohlen sei, allein diese wollten oder konnten nicht verstehn, was man meinte.

Die Bemühung der Böte, einen Ankerplatz zu finden, war abermahls vergeblich. Man gab indeß noch nicht alle Hoffnung dazu auf, und kreuzte die Nacht über ab und zu, bis der neue Tag anbrach. Dann wurden die Böte abermahls ausgesandt.

Indem sich diese der Küste näherten, sah man mitten in der Brandung sechs große Kähne mit Masten liegen, und nahe dabei die sämmtlichen Bewohner der Insel versammelt, welche sich eben einschiffen wollten, und durch

Zeichen zu erkennen gaben, daß man sich entfernen möchte. Die Bootsleute ruderten also etwas weiter an der Küste hinauf, und gingen sodann ans Land. Sie bemerkten zu gleicher Zeit, daß die Indier in ihre Kähne stiegen und gen Westen segelten, indem sich noch zwei andere Kähne dazu gesellten. Wohin ihre Reise galt? das konnte man nicht erfahren. Vermuthlich nach einer benachbarten, vielleicht stärker bevölkerten Insel, weil ihnen bei dem Besuche der Europäer nicht wohl zu Muthe sein mochte. Jedes ihrer Fahrzeuge war ungefähr 30 Fuß lang, 4 Fuß breit und viertehalb Fuß tief, und je zwei und zwei derselben waren, wie gewöhnlich, durch Querbalken mit einander verbunden.

Man fand, daß sie auf der Insel nichts als 4 oder 5 Kähne zurückgelassen hatten. Das Eiland war sandig, flach und voller Bäume, unter welchen der Boden mit Löffelkraut bedeckt war. Ein erfreulicher Anblick für die armen Scharbockkranken! Zur Vergrößerung ihres Vergnügens entdeckten sie auch eine Quelle, welche recht gutes Trinkwasser lieferte. Gegen Mittag kehrten sie mit diesen angenehmen Nachrichten, und zugleich mit einer vollen Ladung von Kokosnossen und Löffelkraut nach dem Schiffe zurück. Einen Ankerplatz hatte man leider! abermahls nicht finden können.

Sobald die Ladung an Bord gebracht war, wurde Herr Fourneaux von neuen ans Land geschickt, um der schönen Sachen mehr, besonders auch Wasser einzuholen. Der Befehlshaber, welcher selbst krank war, trug ihm zugleich auf, von dieser Insel im Namen seiner Brittischen Majestät Besitz zu nehmen, und sie, der Königinn zu Ehren, die Scharlotten-Insel zu nennen. Ob zu dieser Besitznehmung des Eilandes die rechtmäßigen Herren desselben auch ihre Einwilligung

geben wollten, oder nicht, danach wurde, wie gewöhnlich, nicht gefragt.

Man brachte abermahls eine Ladung von Löffelkraut und Kokosnüssen an Bord, und es wurde ein Unteroffizier nebst 20 Mann am Lande gelassen, um Fässer mit Wasser zu füllen und an den Strand zu wälzen. Der Befehlshaber schickte diesen auf acht Tage Lebensmittel, damit sie keinen Mangel litten, wofern die Witterung ihn nöthigen sollte, auf einige Tage ins Meer zu laufen.

Der folgende Tag war ein rechtes Erntefest. Die Böte gingen ab und zu, und brachten Wasser, Löffelkraut, Kokos- und Palmnüsse an Bord. Alle Kranken wurden gleichfalls ans Land geschafft, um Landluft einzuathmen und sich im Schatten der Bäume zu erquicken. Der Befehlshaber — zu seiner Ehre sei's gesagt — stellte zugleich die strengsten Befehle aus, daß Niemand weder die Hütten der Eingebornen, noch die Fruchtbäume beschädigen solle.

Am nächstfolgenden Tage fuhr man mit Einsammeln fort. Da aber das Meer unruhig zu werden schien, so berief der Befehlshaber Alle, welche am Lande waren, zurück, weil er besorgen mußte, bei einem entstehenden Sturme zu weit von ihnen verschlagen zu werden. Ehe man aber die Insel verließ, pflanzte man eine Brittische Flagge an den Strand und schrieb, sowol auf ein Brett, als auch in die Rinde verschiedener Bäume, den Namen des Schiffs, den Monatstag und die Anzeige, daß man von diesem Eilande, wie auch von der naheliegenden Pfingstinsel, im Namen Sr. Großbritannischen Majestät Besitz genommen habe. Noch hatte man die Gefälligkeit, einen kleinen Schatz von Glaskorallen, Beilen, Nägeln, gläsernen Flaschen und kleinen Englischen Münzen zurückzulassen, um die Eingebornen für die ihnen zu-

gefügte Beunruhigung einigermaßen schadlos zu halten. Diese Insel ist ungefähr 6 Meilen lang und eine breit. Meine jungen Leser finden sie auf unserer Karte in der südlichen Breite von 20 Graden, und in der westlichen Länge von 138 Graden 4 Minuten.

Indem man mit den Böten abstieß, um durch die Brandung zu fahren, hatte das eine derselben das Unglück, daß eine Welle hineinschlug und es ganz mit Wasser erfüllte. Ein Theil der Mannschaft sprang sogleich in das andere Boot, und die Uebrigen waren hurtig darüber her, das Wasser wieder auszuschöpfen. Man büßte also weiter nichts dabei ein, als die Kokosnüsse und Kräuter, welche das Boot am Bord hatte.

Man ging hierauf mit günstigem Winde unter Segel, und indem man wiederum gen Westen steuerte, hatte man noch den nämlichen Nachmittag das Vergnügen, noch eine Insel zu entdecken, welche ungefähr 15 Seemeilen weit davon lag. Gegen 4 Uhr erreichte man dieselbe, und fand, daß sie ungefähr 6 Meilen lang und 4 breit sei.

Dieses Eiland sah dem vorigen zwar ähnlich, aber es hatte keine Kokosbäume, wie jenes. Auch schien es unbewohnt zu sein. Als man aber das westliche Ende desselben erreichte, fand man daselbst die von der Scharlotteninsel geflüchteten Indier, etwa 80 an der Zahl, zusammt ihren Kähnen. Letztere waren auf den Strand gezogen; neben ihnen standen die Weiber und Kinder; die Männer aber rückten, mit ihren Spießen und mit Feuerbränden bewaffnet, muthig heran, indem sie einen entsetzlichen Lärm erhoben und auf eine possirliche Weise vorwärts tanzten. Man war indeß um so weniger geneigt, ihre Herausfoderung anzunehmen, da man weder einen Ankerplatz fand, noch irgend eine Art

von Erfrischungen entdeckte, um derentwillen es sich der Mühe verlohnt hätte, hier ans Land zu gehen. Man nannte dieses Eiland, indem man weiter segelte, die Egmonts-Insel.

Tags darauf machte man eine neue, aber gleichfalls nicht erhebliche Entdeckung. Es war wieder eine Insel, der vorigen an Ansehn und Größe ziemlich gleich, nur daß sie schmäler war. Sie war zwar voller Bäume, aber man bemerkte darunter keinen einzigen Kokosbaum. An einer Stelle des Strandes sah man zwischen einigen daselbst befindlichen Felsen ungefähr 16 Eingeborne, die mit langen Spießen und Stangen bewaffnet waren. Diese glichen ganz den vorher gesehenen Bewohnern der Scharlotten-Insel. Da es schien, daß auch hier nicht viel zu bekommen wäre, und da der Wind sehr heftig wehete, so segelte man, ohne sich länger dabei aufzuhalten, weiter, und nannte diese Insel, dem Herzoge von Gloucester zu Ehren, die Gloucester-Insel.

Jeder Tag zeichnete sich jetzt durch eine neue Entdeckung aus. Die nächste betraf eine Insel, welche, von fern gesehen, die Gestalt eines runden Hügels hatte. Es wurde Nacht, bevor man sich derselben ganz nähern konnte, und da man nachher Licht erblickte, so schloß man daraus, daß sie bevölkert sein müsse. Man hoffte daher auch, Wasser und Früchte auf ihr zu finden, und steuerte ab und zu, bis der Morgen anbrach.

Sobald es Tag war, wurden die Böte bemannt und unter Anführung des Lieutenants Fourneaux ausgesandt, um einen Ankerplatz zu suchen und mit den Eingebornen Bekanntschaft zu machen, um, wo möglich, Erfrischungen von ihnen einzutauschen. Man nahm zu diesem Behuf einen Vorrath von denjenigen Kleinigkeiten mit, auf welche die Wilden, wie wir wissen, fast

durchgängig einen eben so unermeßlichen Werth zu setzen pflegen, als die Europäer auf unnützes Gold und Diamanten, welche Jene wiederum für Kleinigkeiten halten.

Herr Fourneaux umruderte die ganze Insel; allein er hatte abermahls den Verdruß, nirgends eine Stelle zu finden, wo man das Schiff hätte vor Anker legen können. Er erblickte eine Menge von Eingebornen, und da es ihm, der starken Brandung wegen, nicht möglich war, zu ihnen ans Land zu fahren, so warf er ihnen ein Seil zu, welches sie auffingen und festhielten. Er ließ zugleich einen kleinen Anker auswerfen, und eröffnete hierauf die Unterhandlung durch Zeichensprache.

Man bemerkte mit Vergnügen, daß diese Leute keine Waffen bei sich hatten. Einige unter ihnen hatten weiße Stäbe in der Hand; und das sollte vermuthlich ein Zeichen von Befehlshaberschaft sein, denn eben diese wiesen die Uebrigen, wenn sie sich zu stark vordrängten, zurück, und man sah, daß ihnen Folge geleistet wurde.

Jetzt wurde ein kleiner Tauschhandel zu Stande gebracht. Man kaufte nämlich ein Spanferken und einen Hahn, nebst etlichen Kokosnüssen und andern Früchten ein, wofür man ein Beil nebst etlichen Glaskorallen und Kämmen gab. Kaum hatten die Weiber, welche in einiger Entfernung standen, die Kleinigkeiten erblickt, als sie mit großer Begierde herbeisprangen; allein sie wurden, zu ihrem nicht geringen Verdrusse, von den Männern wieder zurückgetrieben.

Unterdeß hatte sich Einer der Wilden unvermerkt um einen Felsen herumgeschlichen; und indem er hierauf untertauchte, so bemerkte man, daß er den Bootsanker in die Höhe hob. Der Anschlag mußte zwischen ihm und seinen Gefährten verabredet sein, denn diese fingen zu gleicher Zeit an, das Boot an dem Seile,

welches sie hielten, in die Brandung nach der Küste hinzuziehn. Allein ihr Vorhaben wurde kaum bemerkt, als man es durch einen einzigen Flintenschuß über den Kopf des Mannes hin, der den Anker losgemacht hatte, auf einmahl vereitelte. Erstaunen und Schrecken bemächtigten sich beim Knall des Gewehrs der ganzen Gesellschaft, und man ließ augenblicklich Seil und Anker fahren.

Dies waren die ersten Wilden, welche man bekleidet fand. Das Zeug, woraus sie ihre Kleidung verfertigen, werden wir in der Folge kennen lernen.

Da Herr Fourneaux verschiedene große Doppelkähne am Strande gesehen hatte, so schloß er daraus, daß es in der Nähe ein größeres Land geben müsse, wohin diese Indier von Zeit zu Zeit zu segeln pflegten. Der Befehlshaber fand diese Vermuthung nicht unwahrscheinlich, und beschloß, dieses größere Land, wo man hoffentlich mehr Gelegenheit finden würde, Erfrischungen einzunehmen, aufzusuchen. Man segelte also weiter, und nannte dieses Eiland, dem Bischof von Osnabrück, jetzigen Herzoge von York, zu Ehren, die Osnabrücks-Insel. Meine jungen Leser werden sie auf unserer Karte in der südlichen Breite von 17 Graden 51 Minuten, und in der westlichen Länge von 147 Graden 30 Minuten finden.

Man war in der That noch nicht eine halbe Stunde lang unter Segel, als man das vermuthete Land wirklich zu Gesicht bekam. Es ragte hoch über die Oberfläche des Meers empor, und gab sowol hiedurch, als auch durch seinen ansehnlichen Umfang, Hoffnung, daß man daselbst einen Ankerplatz, zusammt einem reichlichen Vorrath von Erfrischungen finden würde. Da man indeß trübes Wetter und heftige Windstöße hatte, so sah man sich genöthigt, beizulegen, und der Erfüllung

seiner Hoffnung erst auf den folgenden Tag entgegenzusehen.

Meine Leser wissen schon, daß dieses Land kein anderes, als die seitdem so berühmt gewordene Insel Otaheite oder Otahiti war. In dem folgenden Abschnitte werden sie mehr davon erfahren.

4.

Nachricht von der Insel Otaheite und von verschiedenen, sowol an Bord des Schiffes, als auch am Lande vorgefallenen Begebenheiten.

Ich glaube nicht nöthig zu haben, meine jungen Freunde zu bitten, ihre Aufmerksamkeit nunmehr zu verdoppeln; weil die größern und anziehendern Begebenheiten, welche jetzt folgen, schon von selbst ihre eigene Anziehungskraft auf sie äußern werden.

Der Tag, an welchem man die Insel Otaheite zum ersten Mahle erblickte, war der 18te des Sommermonats 1767. Das stürmische Meer legte sich in der darauf folgenden Nacht, und man steuerte daher mit Anbruch des Tages auf die Insel zu. Allein indem man sich derselben näherte, fiel ein so starker Nebel ein, daß man abermahls still liegen mußte.

Der Nebel fiel, und man war, sobald man wieder um sich sehen konnte, nicht wenig erstaunt, sich auf einmahl von einigen hundert Kähnen umringt zu sehen, welche sich, während des Nebels, rings um das Schiff herum in einer mäßigen Entfernung versammelt hatten. Die darauf befindliche Menge von Indiern wurde auf 800 Mann geschätzt.

Sie näherten sich dem Schiffe bis auf einen Pistolenschuß; dann hielten sie an, hefteten ihre Blicke mit

Erstaunen auf das Schiff, und theilten sich einander ihre Bewunderung mit. Man zeigte ihnen unterdeß allerlei Spielsachen, und lud sie ein, an Bord zu kommen.

Nach einer Weile trieben sie ihre Kähne zusammen, und schienen eine Berathschlagung anzustellen. Die Folge davon war, daß sie sämmtlich an das Schiff heranruderten und Freundschaftszeichen machten. Einer von ihnen hob einen Platanenzweig in die Höhe, und hielt eine Rede, die ungefähr eine Viertelstunde dauerte, aber leider! nicht verstanden wurde. Als er fertig war, warf er den Zweig ins Meer.

Die Engländer erwiederten dieses mit Freundschaftsbezeigungen, und fuhren fort, sie einzuladen, an Bord zu kommen. Endlich ließ ein ansehnlicher, starker junger Mann sich bereitwillig dazu finden. Er kletterte hinauf, und sprang, da er oben war, auf das über dem Verdecke, zur Abhaltung der Sonnenstrahlen, ausgespannte Segeltuch. Man winkte ihm, daß er auf das Verdeck herabkommen möchte, und reichte ihm allerlei kleine Geschenke hinauf. Diese lächelte er zwar an, allein er war nicht zu bewegen, etwas davon anzunehmen, bis Einige seiner Landsleute, unter Hersagung gewisser Worte, einige Platanenzweige an Bord geworfen hatten. Dies mußte wol auf erklärten Frieden deuten, denn nunmehr nahm er die Geschenke an, und gleich darauf kamen noch Mehre an Bord.

Einer von diesen hatte sich so gestellt, daß ihm eine auf dem Schiffe befindliche Ziege im Rücken war. Dieser fiel es ein, ihm von hinten zu einen Stoß mit ihren Hörnern zu versetzen. Erschrocken darüber wandte er sich um, und erblickte das Thier, welches sich eben auf den Hinterfüßen emporrichtete, um ihm zum zweiten Mahle eins zu versetzen. Dieser Anblick jagte ihm einen

solchen Schrecken ein, daß er augenblicklich über Bord in die See sprang. Alle seine Landsleute, die nicht weniger bestürzt waren, folgten ihm nach.

Es dauerte indeß nicht lange, so erholten sie sich wieder von ihrer Bestürzung, und kehrten beruhigt zurück. Man bemühete sich hierauf, sie an den Anblick der Ziegen und Schafe zu gewöhnen, und zeigte ihnen nachher auch die Schweine und das Federvieh. Bei den letzten Beiden deuteten sie an, daß sie solche Thiere auf ihrer Insel auch hätten, welches den Engländern nicht unlieb zu vernehmen war.

Der Befehlshaber theilte hierauf Nägel und andere Kleinigkeiten unter sie aus, und suchte ihnen verständlich zu machen, daß sie Schweine, Federvieh und Früchte holen möchten; allein es schien, als wenn sie seine Meinung nicht errathen könnten. Dagegen lauerten sie beständig auf Gelegenheit, irgend Etwas wegzustehlen; weil man aber auf seiner Hut war, so gelang ihnen dieses selten. Einer der Unteroffiziere büßte indeß einen neuen Tressenhut ein; denn da er sich mit Einem von von ihnen durch Zeichensprache unterhielt, so nahm ein Anderer der Gelegenheit wahr, riß ihm von hinten den Hut vom Kopfe, und sprang damit augenblicklich über Bord.

Man fing jetzt an, die Küste zu besegeln, um einen Ankerplatz oder Hafen zu suchen, und schickte die Böte zum Sonden aus.

Das Land schien eins der anmuthigsten zu sein, welche man je gesehen hatte. Gegen den Strand hin ist es flach, und mit Fruchtbäumen von allerlei Art, besonders mit Kokosbäumen bewachsen, in deren Schatten die Wohnungen der Eingebornen liegen. Weiter hin erheben sich ansehnliche Berge, mit Gehölz bedeckt, und von

den steilen Gipfeln derselben stürzen Ströme herab, und ergießen sich ins Meer.

Des Nachmittags war man einem Meerbusen gegenüber, und die Böte wurden hineingeschickt, um den Grund desselben zu untersuchen. Indem nun diese damit beschäftigt waren, bemerkte man, daß eine große Menge von Kähnen sich um dieselben versammelte. Aus Besorgniß, daß die Indier etwas Feindseliges im Schilde führten, und um allem Unheile vorzubeugen, gab der Befehlshaber den Böten das Zeichen, daß sie sich zurückziehen sollten. Er ließ auch, um den Eingebornen Ehrfurcht einzuflößen, eine neunpfündige Kugel über ihre Köpfe hinfeuern; und die Böte fingen zu gleicher Zeit an, nach dem Schiffe zurückzurudern.

Der Donner der Kanone hatte die Indier zwar erschreckt, aber sie erholten sich bald wieder von ihrer Bestürzung, und da sie sahen, daß die Böte nach dem Schiffe zurückrudern wollten, so suchten sie ihnen den Weg abzuschneiden. Dies schlug ihnen zwar fehl, indeß fingen Verschiedene von ihnen an, mit Steinen zu werfen, wodurch einige Bootsleute wirklich verwundet wurden. Der befehlende Offizier hielt sich hierauf für berechtigt, auf Denjenigen, der den ersten Stein geworfen hatte, mit einer Flinte zu feuern, die mit Schrot geladen war. Er traf ihn in die Schulter. Plötzlich sah man Alle, welche in dem nämlichen Kahne waren, in die See springen und nach dem Strande schwimmen; und die in den übrigen Kähnen ruderten gleichfalls mit großer Bestürzung und Eilfertigkeit zurück.

Die Böte wurden hierauf wieder an Bord genommen, und man wollte eben weiter segeln, als man einen großen Kahn herzurudern sah. Man vermuthete, daß vielleicht ein Oberhaupt, oder ein Abgeordneter desselben

darin befindlich wäre, und wartete seiner Ankunft. Man konnte indeß unter Denen, welche darin waren, Keinen entdecken, der etwas Unterscheidendes an sich gehabt hätte. Indeß stand Einer von ihnen auf, hielt, ungefähr fünf Minuten lang, eine Anrede, und warf hierauf einen grünen Zweig an Bord. Da man dies für ein Friedenszeichen ansah, so warf man zur Antwort einen ähnlichen Zweig in den Kahn, den die Indier bei ihrem ersten Besuche zurückgelassen hatten. Er nahm sowol diesen, als auch einige Kleinigkeiten, welche man ihm schenkte, mit sichtbarem Vergnügen an, und ruderte darauf mit seinem Kahne wieder weg.

Während der Nacht lief man etwas weiter in die See hinaus, um nicht an Klippen geworfen zu werden; mit Anbruch des Tages aber näherte man sich der Insel abermahls, und fuhr fort, längs der Küste derselben hinzusegeln. Allein so oft man das Senkblei auswarf, fand man das Meer immer grundlos; nicht, als wenn es wirklich keinen Grund gehabt hätte, sondern weil es überall tiefer war, als der Faden des Senkbleies reichte.

Abends um 6 Uhr erreichte man eine Stelle, wo ein schöner Fluß sich in das Meer ergoß. Hier hatte auch die Küste ein besseres Ansehn, als an irgend einer andern Stelle. Man hoffte daher, daß es hier vielleicht einen Ankergrund geben dürfte, und suchte sich während der ganzen Nacht durch Hin- und Hersteuern in dieser Gegend aufzuhalten. Sobald es finster geworden war, bemerkte man eine Menge Lichter längs der Küste hin.

Mit Anbruch des Tages wurden die Böte zum Sonden ausgeschickt; und o! wer vermag die allgemeine Freude zu beschreiben, welche sich durch das ganze Schiff verbreitete, da sie bald nachher ein Zeichen gaben, daß sie mit 20 Klafter Grund gefunden hatten. Das Schiff

lief augenblicklich nach dem Orte hin, und — wie jauchzete vor Freude das Schiffsvolk! — es kam mit 17 Klaftern auf einem reinen Sandgrunde vor Anker.

Sobald das Schiff gehörig gesichert war, wurden die Böte beordert, die Küste links und rechts zu sonden und das Wasser des Flusses zu untersuchen. Zu gleicher Zeit schwamm eine beträchtliche Anzahl von Kähnen mit Indiern herbei, welche Schweine, Federvieh und Früchte in Menge brachten, und dies Alles gegen Europäische Spielereien vertauschten.

Man bemerkte indeß vom Schiffe aus, daß viele Doppelkähne den Böten in einer gewissen Entfernung nachruderten. Nach und nach näherten sich die erstern den letztern, und auf einmahl sah man drei der größten Kähne gegen eins der Böte rennen, um dasselbe mit Keulen und andern Werkzeugen feindlich anzugreifen. Die Mannschaft des Boots glaubte nunmehr in dem Falle der Nothwehr zu sein, und gab auf die Indier Feuer. Einer der Angreifenden wurde dadurch getödtet; ein Anderer wurde schwer verwundet. Beide stürzten über Bord; alle ihre Landsleute, die in dem nämlichen Kahne waren, sprangen ihnen nach, und die beiden andern Kähne ruderten eiligst davon. Die Böte segelten gleichfalls weiter.

Als die schwimmenden Indier sahen, daß die Böte fortsegelten, hoben sie ihre verwundeten Landsleute aus der See in den Kahn, stellten sie auf die Füße, um zu versuchen, ob sie noch stehen könnten, und da sie dies nicht konnten, versuchten sie, ob sie noch zu sitzen im Stande wären. Einer derselben hatte noch Kraft genug dazu; diesen hielten sie daher in dieser Stellung, und legten den Andern, welcher völlig todt war, in dem Kahne nieder. Dieser und einige andere Kähne ruder-

ten hierauf nach dem Lande, andere aber kamen, als wenn gar nichts vorgefallen wäre, an das Schiff, um Handlung zu treiben. Sie zeigten dadurch, daß sie wol wußten, daß sie nichts zu besorgen hätten, so lange sie selbst sich nur ruhig hielten, und daß sie also Das, was vorgefallen war, sich selbst beizumessen hätten.

Des Nachmittags wurden die Böte ans Land geschickt, um frisches Wasser einzuholen. Es wurden ihnen zu diesem Behufe verschiedene Barekas, d. i. kleine Fässer mit einer Handhabe, woran man sie trägt, mitgegeben. Da, wo sie landeten, versammelten sich einige tausend Eingeborne, jung und alt, Männer, Weiber und Kinder. Die Mannschaft der Böte fand es nicht für rathsam, sich unter eine solche Menge zu wagen; man blieb also in den Böten, und ersuchte die Indier, das Wasser herbeizuholen. Diese ließen sich dazu auch bereit finden; allein sie brachten von den kleinen Fässern nur zwei zurück; mit den übrigen glaubten sie sich für die gehabte Mühe bezahlt machen zu dürfen. Sie wandten zugleich Alles an, die Bootsleute zu bewegen, ans Land zu kommen, allein dies war umsonst.

Am folgenden Morgen wurden die Böte abermahls ausgesandt, um Wasser zu holen, und man gab ihnen Nägel, Beile und andere dergleichen Dinge mit, um sich die Freundschaft der Eingeborenen damit zu erwerben. Unterdeß kam vom Lande her eine große Menge von Kähnen an das Schiff, und brachten allerlei Früchte, besonders Brotfrucht und Platanen, wie auch Federvieh und Schweine, die sie für Glaskorallen, Nägel und Messer verkauften. Man erhielt auf diese Weise so viel Schweinefleisch, daß die ganze Schiffsgesellschaft zwei Tage lang reichlich damit versorgt werden konnte. Die Brotfrucht ist das Gewächs einer hier sehr ge-

wöhnlichen Baumart, dem man diesen Namen deßwegen gegeben hat, weil es hier die Stelle des Brots vertritt. Es ist nämlich mehlig, etwa wie Kartoffeln, und wird theils geröstet, als Brot, theils, mit andern Früchten und Kokosmilch vermischt, wie ein Muß oder Brei genossen. Ein paar solcher Bäume sind fast hinreichend, einem Menschen auf zeitlebens Unterhalt zu gewähren.

Die Böte brachten abermahls nur sehr wenig Wasser zurück, weil der ungeheure Zulauf von Menschen die Mannschaft auch diesmahl abgehalten hatte, ans Land zu gehen. Man hatte wiederum alle mögliche Einladungen angewandt, um sie zu bewegen, die Böte zu verlassen; allein die Mannschaft widerstand der Versuchung. Endlich, da die Eingebornen sahen, daß ihre Bitten umsonst waren, verwandelten sie ihre schmeichelhaften Einladungen in Spott, warfen mit Aepfeln nach den Leuten, und ließen alle ersinnliche Merkmahle von Verachtung und Hohn gegen sie blicken. Die Engländer ertrugen dies Alles mit kalter Großmuth.

Man beschloß hierauf, das Schiff, wo möglich, näher am Lande vor Anker zu legen, damit die Böte unter dem Schutze der Kanonen künftig ungehindert landen könnten. Indem man aber in dieser Absicht unter Segel ging, wurde man vom Mastkorbe aus, in einer Entfernung von 6 bis 8 Englischen Meilen, einen Meerbusen gewahr, der zum Ankern noch weit größere Bequemlichkeiten darzubieten schien. Man segelte also dahin, und die Böte wurden vorausgeschickt, um den Grund zu untersuchen. Man fand hier Alles nach Wunsch.

Allein eben da man zwischen zwei Klippenreihen hindurch in die Oeffnung des Meerbusens segeln wollte,

stieß unglücklicher Weise das Schiff mit dem Vordertheile auf den Grund, und blieb auf demselben sitzen. Augenblicklich wickelte man alle Segel ein, und warf, um das gestrandete Schiff zu erleichtern, Alles, was von Geräthschaft auf dem Verdecke war, über Bord. Allein das Schiff saß unbeweglich fest. Nunmehr brachte man das lange Boot in See, versah es mit Ankern und Tauwerk, und ließ es über die Untiefe laufen, um jenseit derselben die Anker fallen zu lassen; dann hoffte man, durch Hülfe der Schiffswinde, das Schiff über die Felsen hinzuziehen. Aber unglücklicher Weise fand sich jenseit der Untiefe kein Grund zum Ankern. Die Hoffnung, das Schiff auf diese Weise zu retten, war also dahin.

Und nun wurde die Lage unserer armen Reisenden mit jedem Augenblicke gefährlicher und hoffnungsloser. Jede Woge, welche ans Schiff schlug, warf dasselbe mit Ungestüm gegen die Felsen, und man mußte bei jedem neuen Stoße, den es erhielt, erwarten, daß es in Trümmern zerfallen würde. Viele hundert Kähne der Eingebornen umringten dasselbe, nicht, um den armen Gestrandeten Hülfe zu leisten, sondern, wie es schien, um den Augenblick abzuwarten, da das Schiff zerschellen würde. In diesem schrecklichen Zustande mußte man eine ganze Stunde lang aushalten.

Endlich sprang zum großen Glück ein rettender Landwind auf, durch dessen Hülfe das Vordertheil des Schiffs von dem Felsen heruntergeblasen wurde. Das Schiff hatte glücklicher Weise noch keinen beträchtlichen Schaden gelitten. Man entfernte sich nun von diesem gefährlichen Orte, und bevor man einen neuen Versuch, in den Busen einzulaufen, wagte, ließ man erst überall noch sorgfältiger sonden; worauf die Böte sich so

stellen mußten, daß sie dem Steuermanne zum Wegweiser dienen konnten. So lief man endlich glücklich ein; doch mußte man, weil der Abend einbrach, sich gleich vorn in der Bai vor Anker legen, und es bis auf den folgenden Tag verschieben, eine dem Lande nähere Stellung zu nehmen.

Am folgenden Morgen fing man um 6 Uhr an, das Schiff in dem Hafen hinauf zu ziehen. Zu gleicher Zeit stellte sich eine Menge von Kähnen ein, welche Schweine, Federvieh und Früchte an Bord hatten. Der Befehlshaber beorderte hierauf den Konstabel und zwei Offiziere, diese Lebensmittel gegen Messer, Nägel, Glaskorallen und andere dergleichen Waaren einzutauschen, und er verbot zugleich, damit der Markt nicht verdorben würde, daß außer den genannten Personen sich sonst Jemand im Schiffe mit dem Handel befasse.

Die Zahl der Kähne wuchs indeß zum Erstaunen. Es erschienen aber nicht bloß immer mehr, sondern auch immer größere, wovon jeder 12 bis 15 starke Männer an Bord hatte, und man sah mit Mißvergnügen, daß die meisten nicht sowol zum Handel, als vielmehr zum Kriege ausgerüstet zu sein schienen. Wallis verdoppelte daher die Wache, und befahl, daß sie beständig unter dem Gewehre bleibe; indeß er selbst mit dem übrigen Schiffsvolke beschäftiget war, das Schiff in dem Hafen weiter hinauf zu ziehn.

Nach und nach kamen die größten Kähne, welche eine Ladung Kieselsteine an Bord hatten, dem Schiffe immer näher und näher, und ihre Zahl wuchs mit jedem Augenblicke. Einige darin befindliche Männer sangen mit heiserer Stimme, Andere bliesen, theils auf großen Muscheln, theils auf Flöten. Lauter Anzeigen, welche Krieg besorgen ließen.

Mittlerweile gab ein Mann, der auf einer Art von Traghimmel saß, welcher über einem der Doppelkähne befestiget war, ein Zeichen, daß er an die Seite des Schiffs zu kommen wünsche. Dies wurde ihm sogleich bewilliget. Er kam also heran, und überreichte ein Bündel rother und gelber Federn. Der Befehlshaber, welcher dies für ein Friedenszeichen ansah, nahm das Bündel mit vielen Freundschaftsbezeigungen an, und wollte eben einige Sachen zu einem Gegengeschenke holen lassen, als der Mann auf dem Traghimmel sich schnell wieder entfernte, und zu gleicher Zeit den Zweig eines Kokosbaums in die Luft warf. Auf einmahl veränderte sich die Bühne. Der in die Höhe geworfene Zweig war ein Zeichen zum Angriff gewesen; denn in dem nämlichen Augenblicke erhoben Alle ein lautes Geschrei, ruderten schnell gegen das Schiff an, und ließen von allen Seiten her einen Hagel von Steinen auf dasselbe regnen.

Nunmehr galts, sich seiner Haut zu wehren, so gut man konnte. Der Befehlshaber ließ daher zuvörderst die Wache Feuer geben; dann befahl er, zwei auf dem Verdecke befindliche Kanonen abzubrennen, welche mit kleinen Kugeln geladen waren. Dies machte die Indier zwar bestürzt; aber es währte nicht lange, so hatten sie sich schon wieder erholt, und wagten einen zweiten Angriff. Hierauf ließ der Befehlshaber das grobe Geschütz losbrennen, welches größere Wirkung that. Die Kähne flogen auseinander und ergriffen die Flucht.

Wallis ließ hierauf alsobald mit Schießen einhalten, weil er hoffte, daß sie jetzt hinlänglich überzeugt sein würden, wie sehr man ihnen überlegen war. Aber darin irrte er sich. Die zerstreueten Kähne stießen in einer gewissen Entfernung wieder zusammen, und lagen eine

Zeit lang still, vermuthlich um erst Kriegsrath zu halten. Plötzlich sah man einen weißen Wimpel — vermuthlich ein Kriegeszeichen — aufstecken und von neuen gegen das Schiff heranrudern. Sobald sie nahe genug gekommen waren, fingen sie abermahls an, eine Menge Steine auf das Verdeck zu werfen. Jeder dieser Steine wog ein paar Pfund; Mancher wurde dadurch verwundet, und sie würden noch größeren Schaden angerichtet haben, wenn nicht glücklicher Weise ein Segeltuch, um die Sonnenstrahlen abzuhalten, über das ganze Verdeck ausgespannt gewesen wäre. Man sah sich also wider Willen abermahls genöthiget, das grobe Geschütz spielen zu lassen; und da fügte es sich, daß ein Kanonenschuß gerade denjenigen Kahn traf und in Stücken schoß, worauf Einer von ihren Anführern stand und das Zeichen zum Angriffe gab. Sobald die übrigen diesen Unfall sahen, ergriffen sie die Flucht, und zwar so eilig, daß nach einer halben Stunde kein einziger Kahn und kein einziger Mensch mehr zu sehen war.

Nunmehr konnte man das Schiff in Ruhe vor Anker legen.

Als dies geschehen war, ließ der Befehlshaber die sämmtlichen Böte bemannen, und befahl ihnen, unter der Anführung des Lieutenants Fourneaux, dem Schiffe gegenüber zu landen und von der Insel im Namen seiner Brittischen Majestät Besitz zu nehmen. Dies geschah, indem Herr Fourneaux eine Stange mit einem Wimpel aufrichtete, einen Rasen umkehrte, aus dem Flusse, welcher sich hier in den Busen ergoß, Wasser schöpfte, etwas Rum darunter goß, und dann, nebst allen Anwesenden, auf die Gesundheit seines Königs trank. Dadurch ward nach einem, aber wohlverstanden! nur unter Königen üblichen Rechte, welches für

uns andere Erdensöhne keineswegs gültig ist, Se. Majestät der König von Großbritannien der rechtmäßige Besitzer dieses Landes!

Der Fluß, bei welchem dies vorfiel, war nur ungefähr 36 Fuß breit, und so seicht, daß man hindurchwaten konnte. Jenseit desselben erblickte man zwei alte Männer, die, sobald sie sich entdeckt sahen, eine flehentliche Stellung annahmen und sehr erschrocken zu sein schienen. Man winkte ihnen, daß sie herüber kommen sollten, und Einer derselben ließ sich bereit dazu finden. Sobald er den Fuß aus dem Flusse setzte, kroch er auf Händen und Füßen gegen Herrn Fourneaux heraus, welcher ihn aufhob, und ihm einige von den Steinen zeigte, die man ins Schiff geschleudert hatte. Er bemühete sich dabei, ihm begreiflich zu machen, daß seine Landsleute Das, was vorgefallen sei, sich selbst zuzuschreiben hätten, und daß ihnen Keiner etwas zu Leide thun würde, wenn sie selbst sich nur ruhig halten wollten.

Der alte Mann hatte sich unterdeß von seiner Furcht erholt, und Herr Fourneaux schenkte ihm, zur Bestätigung seiner Freundschaftsversicherungen, ein Beil, etliche Nägel, Glaskorallen und andere Kleinigkeiten. Dann stieg er mit seinen Leuten wieder in die Böte, und ließ den Wimpel wehend am Lande zurück.

Sie hatten sich kaum davon entfernt, so sah man den alten Mann verschiedene Mahle um die Stange herumtanzen. Hierauf entfernte er sich, kehrte aber in kurzer Zeit mit einigen grünen Zweigen zurück, die er neben die Stange warf, worauf er abermahls fortlief, und nach einiger Zeit mit zwölf andern Eingebornen zurückkehrte, welche sämmtlich sich dem Wimpel in einer demüthigen Stellung näherten. Zufälliger Weise setzte

gerade ein aufstoßender Wind denselben in Bewegung, so, daß er anfing zu flattern. Hierüber — ich weiß nicht warum — bestürzt, flohen sie Alle erschrocken zurück, und standen eine Zeit lang von fern. Dann liefen sie hin, zwei lebendige Schweine zu holen, die sie gebunden unter die Stange legten; und hierauf fingen sie an zu tanzen. Nachdem auch diese Feierlichkeit, deren Bedeutung nicht füglich zu errathen ist, geendigt war, brachten sie die Schweine an den Strand, und legten sie in einen Kahn. Der Alte, welcher, im Vorbeigehn gesagt, einen großen weißen Bart hatte, setzte sich daneben und brachte sie an das Schiff.

Als er bei demselben ankam, hielt er eine, freilich unverständliche, aber feierliche Anrede, überreichte alsdann einige grüne Platanenblätter, eins nach dem andern, und sprach jedesmahl in einem langsamen, feierlichen Tone ein paar Worte aus; worauf er die Schweine selbst übergab. Er drehte sich hierauf um, und wies aufs Land. Man wollte ihm ein Gegengeschenk machen, allein er war nicht zu bewegen, etwas anzunehmen. Er stieß vielmehr vom Schiffe ab, und ruderte wieder zurück ans Land.

Es war hierüber Abend geworden, und sobald die Finsterniß eintrat, hörte man das Getöse vieler Trommeln, Muscheln und anderer Blasewerkzeuge. Auch sah man längs der Küste hin eine Menge Lichter zum Vorschein kommen. Uebrigens blieb das Schiff die ganze Nacht hindurch in Ruhe.

Gegen Morgen war Alles still, und von den Eingebornen keiner weiter zu sehen. Man bemerkte indeß, daß die Stange mit dem Wimpel weggenommen war. Der Befehlshaber schickte hierauf abermahls die Böte ans Land, um Wasser einzuholen; er selbst, der seit 14

Tagen so krank und schwach war, daß er kaum auf das Verdeck kriechen konnte, nahm ein Fernglas zur Hülfe, um vom Schiffe aus zu beobachten, was auf dem Lande vorginge.

Gleich anfangs erschien der Greis, den man gestern kennen gelernt hatte, jenseit des Flusses mit einigen seiner Landsleute. Letztere blieben daselbst stehn, er selbst aber watete durch den Fluß, und brachte einige Früchte und etwas Federvieh. Außer diesen ließ sich lange keiner von den Eingebornen blicken. Allein gegen 9 Uhr veränderte sich der Auftritt.

Wallis nahm nämlich durch Hülfe seines Fernglases wahr, daß eine große Menge Menschen über einen Berg hergeschritten kam, der von dem Wasserplatze kaum eine Viertelmeile entfernt sein mochte. Zu eben der Zeit entdeckte er eine große Anzahl von Kähnen, welche um die westliche Landspitze herumkamen und sich dicht an der Küste hielten. Er blickte hierauf nach dem Wasserplatze hin, und bemerkte hinter demselben, wo die Aussicht frei war, einen Zusammenlauf von Eingebornen, welche sich hinter dem Gebüsche hinschlichen. An einer andern Stelle erblickte er gleichfalls einige tausend Menschen, die durch die Waldung nach der Wasserstelle eilten, und um die östliche Landspitze herum sah er noch mehr Kähne mit großer Eilfertigkeit herbeirudern. Er erschrak über die sichtbare Gefahr, worin seine Leute auf dem Lande schwebten, und schickte augenblicklich ein Boot ab, um den befehlenden Offizier davon zu benachrichtigen.

Dieser hatte indeß schon selbst bemerkt, was vorging, und da keine Zeit zu verlieren war, so zog er sich mit seinen Leuten in größter Eile und mit Zurücklassung der Wassergefäße nach den Böten zurück. Die In=

dier stürzten zu gleicher Zeit aus dem Gebüsch und aus den Wäldern hervor, die herzueilenden Kähne beschleunigten ihren Lauf, und eine unzählbare Menge von Weibern und Kindern liefen einen Berg hinan, von wannen sie den Meerbusen und den Strand übersehen konnten. Hier setzten sie sich, um dem Schauspiele des bevorstehenden Treffens beizuwohnen. Die Böte waren unterdeß glücklich nach dem Schiffe zurückgekommen.

Jetzt sah man die Kähne immer mehr und mehr Indier aufnehmen, deren viele mit Säcken beladen waren, worin sie, wie sich nachher fand, Steine herbeischleppten. Und nunmehr näherte sich die ganze Indische Seemacht dem Schiffe, um das beschlossene Treffen anzufangen.

Wallis sah nun wol, daß es ohne Blutvergießen nicht abgehen werde, und beschloß daher, die thörichten Leute ihre einige Schwäche und seine Uebermacht ein für allemahl so stark empfinden zu lassen, daß ihnen die Lust, den ungleichen Kampf zu erneuern, für immer vergehen solle. Er ließ daher zuvörderst unter die Menge der sich nähernden Kähne mit solchem Nachdruck feuern, daß diese augenblicklich zur Flucht genöthiget wurden. Dann ließ er die Kanonen auf den Wald richten, welches die darin befindlichen Indier zwang, ihre Sicherheit auf dem Berge zu suchen, wo die Weiber und Kinder sich gelagert hatten. Um sie aber zu überzeugen, daß man sie, selbst in dieser Entfernung, sobald man wolle, ablangen könne, ließ er einige Kanonenschüsse auch noch dahin richten. Diese machten unter allen den stärksten Eindruck. Zwei von den dahin abgefeuerten Kugeln schlugen nahe bei einem Platze nieder, wo eine Menge sich gelagert hatte, und erfüllte dieselben mit Schrecken und Entsetzen. Eine solche Wirkung

in einer solchen Entfernung ging über alle ihre Vorstellungen. Sie ergriffen daher augenblicklich die Flucht; und nach einigen Minuten war keine Seele mehr von ihnen zu sehen.

5.

Aufenthalt zu Otaheite. Fortgesetzte Beschreibung merkwürdiger Vorfälle.

Eine friedliche Stille herrschte nunmehr zu Land und zu Wasser. Die Eingebornen waren verschwunden, und hatten ihre Kähne zum Theil am Strande zurückgelassen. Um ihnen das Mittel zu einem neuen Angriffe zu benehmen, falls sie jemahls wieder Lust dazu bekommen sollten, schickte der Befehlshaber die Zimmerleute in wohlbemannten Böten aus, und gebot ihnen, die Kähne sämmtlich in Stücken zu hauen. Der Befehl wurde ausgeführt, und in kurzer Zeit lagen über 50 Fahrzeuge, deren viele 60 Fuß lang und 3 breit waren, in Stücken da. Die meisten waren mit Steinen und Schleudern angefüllt; nur in zweien fand man einige Früchte, etwas Federvieh und ein paar Schweine.

Erst um zwei Uhr Nachmittags sah man ungefähr zehn Indier aus dem Walde gegen die Küste hervortreten. Sie trugen grüne Zweige in den Händen, die sie in die Erde steckten, und alsdann wieder zurückgingen. Es dauerte nicht lange, so erschienen sie zum zweitenmahl, und brachten etliche Schweine und einige andere Thiere, die man vom Schiffe aus nicht unterscheiden konnte, mit gebundenen Füßen; worauf sie abermahls zurückgingen und einige Bündel von einem Zeuge holten, wovon in der Folge mehrmahls die Rede sein wird. Dies Alles legten sie am Strande nieder, riefen und

winkten hierauf, daß man kommen möchte, um es abzuholen, und traten sodann zurück.

Denjenigen Thieren, welche man vom Schiffe aus nicht erkennen konnte, waren nur die Vorderfüße über den Hals zusammengebunden. Man sah sie daher auf die Hinterfüße treten und, gleich tanzenden Affen, eine kleine Strecke forthüpfen. Man hielt diese Geschöpfe für eine ganz unbekannte Art von Thieren, und war begierig, sie kennen zu lernen. Es wurde daher sogleich ein Boot ans Land geschickt, um sich ihrer zu bemächtigen; aber da man hinkam, fand es sich, daß es Hunde waren. Außerdem lagen neun wohlgemästete Schweine, und die oben erwähnten Stücke von Otaheitischem Zeuge da.

Die Engländer, welche nicht wußten, was sie mit den Hunden machen sollten, löseten ihnen die Vorderfüße, und ließen sie laufen. Die Schweine hingegen, die sie gar wohl zu gebrauchen wußten, brachten sie ins Boot, und zu dem Zeuge, welches sie gleichfalls zurückließen, legten sie ein Gegengeschenk von Beilen, Nägeln und andern Kleinigkeiten. Sie winkten hierauf den Indiern, welche von fern standen und zusahen, daß sie dies Alles nehmen möchten, und brachten die Schweine nach dem Schiffe.

Nach einer Weile sah man die Indier abermahls zwei Schweine bringen, und abermahls winken, daß man sie abholen möchte. Dies geschah; aber die hingeschickten Leute fanden, daß ihr Gegengeschenk noch unangerührt dalag. Man schloß hieraus, daß sie empfindlich darüber wären, daß man das Zeug nicht auch genommen habe. Der Befehlshaber ließ daher auch dieses abholen; und gleich darauf sah man die Indier ein Gleiches Demjenigen thun, was man ihnen zum Ge-

schenke zurückgelassen hatten, und welches ihnen recht große Freude zu machen schien.

Am folgenden Morgen wurde eine Wache ans Land geschickt, um Diejenigen zu decken, welche Wasser schöpfen sollten. Der erste von den Eingebornen, den diese wieder zu Gesicht bekamen, war ihr guter Freund, der Alte, der jenseit des Flusses erschien, und eine lange Anrede in seiner Landessprache hielt. Nach Endigung derselben kam er, voll Zutrauen, durch den Fluß und nahete sich dem Offizier. Dieser zeigte ihm die Steine, die seine Landsleute, wie Kanonenkugeln, am Strande aufgehäuft hatten, auch einige mit Steinen angefüllte Säcke, die man in den Kähnen gefunden hatte, und bemühete sich, dem Alten begreiflich zu machen, daß seine Landsleute der angreifende Theil gewesen wären, und daß sie also die Schuld von Dem, was vorgefallen wäre, sich selbst zuzuschreiben hätten. Der Greis schien in Ansehung des angreifenden Theils nicht einerlei Meinung mit ihm zu sein; doch wandte er sich gegen seine Landsleute, welche von fern standen, hielt eine feurige Anrede an sie, zeigte auf die Steinklumpen und Schleudern, und seine Geberden und seine Stimme wurden dabei einigemahl ganz wüthend und fürchterlich. Der Offizier reichte ihm hierauf die Hand, und indem er ihn mit verschiedenen Kleinigkeiten beschenkte, suchte er ihm begreiflich zu machen, daß man Lebensmittel von ihnen einzutauschen wünschte. Auch gab er ihm durch Zeichen zu verstehn, daß es gut sein würde, wenn seine Landsleute nicht in zu großer Anzahl herkämen, und beständig jenseit des Flusses blieben. Beides wurde begriffen; der Alte begab sich vergnügt hinweg, und nicht lange, so sah man beide Parteien in vollem Handel begriffen, indem die Eingebornen Schweine, Feder-

vieh und Früchte brachten, und von den Engländern dafür allerlei Europäische Kleinigkeiten empfingen, die, wie wir wissen, die Begierde der Indier vorzüglich zu erregen pflegen.

Am folgenden Tage schickte der Befehlshaber die Kranken ans Land, und übergab sie der Aufsicht des Schiffsarztes und des Konstabels. Es wurden zu diesem Behuf Gezelte aufgeschlagen, und um alle Unordnungen und Ungerechtigkeiten beim Tauschhandel mit den Eingebornen zu vermeiden, erhielt der Konstabel ausschließlich den Auftrag, Alles allein einzukaufen. Wer von dem Schiffsvolke überwiesen werden konnte, diese Anordnung übertreten zu haben, der wurde nachdrücklich dafür bestraft; und dadurch erreichte man in der That den Zweck, daß Alles so ruhig und friedlich zuging, als wenn Freunde mit Freunden handelten.

Während dieses Geschäfts sah der Konstabel eine wilde Ente herbeifliegen. Flugs ergriff er seine Flinte, schoß, und die Ente fiel mitten unter die Indier herab. Dieser Anblick verursachte ihnen eine solche Bestürzung, daß sie alle davon laufen wollten. Aber der Konstabel bedeutete ihnen, daß sie bleiben und ihm die Ente bringen möchten. Endlich wagte es Einer von ihnen, sein Verlangen zu erfüllen, indem er über den Fluß kam, und die Ente, wiewol mit Zittern und Beben, zu seinen Füßen niederlegte. In eben dem Augenblicke sah man verschiedene andere Enten herbeifliegen. Der Konstabel schoß abermahls, und hatte das Glück, drei derselben herunterzuschießen. Dieser Vorfall machte auf die Indier einen erstaunlichen Eindruck. Sie lernten daraus die großen und wunderbaren Wirkungen des Feuergewehrs noch deutlicher kennen, und das flößte ihnen eine solche Furcht davor ein, daß nachher Tausende von ihnen,

wie eine Herde wehrloser Schafe die Flucht ergriffen, so oft man ihnen eine Flinte wies.

Es zeigte sich indeß immer mehr und mehr, daß die Eingebornen von der Schändlichkeit und Strafbarkeit des Diebstahls ganz und gar keinen Begriff hatten. So oft sie konnten, entwandten sie Alles, was ihnen vorkam; aber gemeiniglich war eine bloße Drohung mit der Flinte hinreichend, sie zu bewegen, das Gestohlne wiederzubringen.

Eines Tages schlich Einer von ihnen sich unvermerkt durch den Fluß, und stahl ein Beil. Der aufmerksame Konstabel bemerkte den Verlust desselben bald, gab dem Alten, den er fast immer bei sich hatte, Nachricht davon, und schickte sich zu gleicher Zeit an, mit seiner ganzen Mannschaft auszugehn, um den Dieb zu suchen. Der Alte bedeutete ihm, daß er diese Mühe sparen könne, lief selbst augenblicklich fort, und kehrte nach einer kleinen Weile mit dem entwandten Beile zurück. Allein der Konstabel drang darauf, daß auch der Dieb ihm ausgeliefert werden müsse. Dazu konnte der ehrliche Alte sich zwar anfangs nicht entschließen; endlich aber, als er sah, daß man durchaus darauf bestand, bequemte er sich doch, ihn herbei zu schaffen.

Der Konstabel erkannte in demselben einen Kerl, der sich schon mehrer Verbrechen dieser Art schuldig gemacht hatte. Er glaubte daher, daß eine abschreckende Strafe an ihm vollzogen werden müsse, und schickte ihn gefangen an Bord. Allein der Befehlshaber war großmüthig genug, ihn wieder in Freiheit zu setzen. Die Eingebornen, welche ihn schon für verloren gehalten hatten, waren eben so erstaunt als erfreut, da sie ihn zurückkehren sahen, und führten ihn unter lautem Frohlocken mit sich fort in die Wälder. Er selbst kehrte am

folgenden Tage zurück, und brachte dem Konstabel einen ansehnlichen Vorrath von Brotfrucht und ein gebratenes Schwein, zum Beweise, daß er sein Vergehn bereue, und eine völlige Verzeihung desselben zu erhalten wünsche.

Nachdem der Handel mit den Eingebornen mehre Tage hinter einander ruhig und glücklich von Statten gegangen war, fingen sie nach und nach an, weniger Lebensmittel zu Markte zu bringen, und statt derjenigen Nägel, womit sie sich bisher begnügt hatten, größere zu verlangen. Man forschte lange umsonst nach der Ursache hievon; endlich fand man sie in folgender unangenehmen Entdeckung.

Die Bootsleute, welchen alles Handeln mit den Indiern scharf verboten war, hatten gleichwol Mittel gefunden, die Wachsamkeit ihrer Vorgesetzten zu vereiteln, indem sie so viele Nägel, als sie nur konnten, aus dem Schiffe zu ziehn suchten, um dafür irgend Etwas heimlich einzutauschen. Hieraus entstand ein doppelter Schade, nämlich der, daß das Schiff dadurch litt, und der, daß die Indier durch die größern Nägel, die sich auf diese Weise unter sie verbreiteten, die kleineren verachten lernten. Der Befehlshaber stellte die genaueste Untersuchung darüber an, allein vergebens; vermuthlich weil das Schiffsvolk in einerlei Schuld war, und daher Keiner den Andern verrathen durfte.

Wallis, der bis dahin immer krank gewesen war, fing um diese Zeit an zu genesen; allein er war so schwach, daß er noch immer nicht ans Land gehen konnte. Eines Tages besuchten ihn verschiedene Indier, die, ihrer Kleidung und ihrem Betragen nach, Leute von Stande zu sein schienen. Er nahm sie höflich auf, und da er ihnen gern Etwas schenken wollte, was ihnen angenehm wäre, so legte er ihnen einige Goldmünzen,

ein paar Thalerstücke, etwas Scheidemünze, und einige große Nägel vor, und gab ihnen durch Zeichen zu verstehen, daß sie davon nehmen möchten, was ihnen am meisten gefiele. Und wonach griffen Jene? Zuerst und am begierigsten nach den Nägeln, dann nach den Halbpfennigstücken; die goldenen und silbernen Münzen hingegen — ließen sie liegen.

Am folgenden Tage führte der Konstabel ihm eine Indische Frau zu, die unter allen, die man bis dahin gesehen hatte, die vornehmste zu sein schien. Man hatte bemerkt, daß alle andere Indier ihr die größte Ehrfurcht erwiesen, und der Konstabel hatte daher geglaubt, ihr Verlangen, an Bord zu gehn und das Schiff in Augenschein zu nehmen, erfüllen zu müssen.

Sie war groß, und schien in einem Alter von ungefähr 45 Jahren zu sein. Mit einer angenehmen Gesichtsbildung verband sie einen wirklich majestätischen Anstand, und sie äußerte bei ihrem Eintritte ins Schiff weder Mißtrauen, noch Aengstlichkeit. Ihr Betragen war vielmehr so ungezwungen und freimüthig, als man es an Personen gewohnt ist, welche sich ihrer Würde und ihres Uebergewichts über andre Menschen bewußt sind. Der Befehlshaber beschenkte sie mit einem großen blauen Mantel, den er ihr selbst umhing und mit Bändern festband. Außerdem gab er ihr einen Spiegel, Glaskorallen und andere dergleichen Kleinigkeiten, die sie auf eine anständige Weise annahm, und ihr Vergnügen darüber bezeigte. Sie bemerkte, daß Wallis krank gewesen war, und wies nach dem Lande hin, vermuthlich, um ihm zu verstehen zu geben, daß er sich dahin begeben möchte, um sich völlig wieder herzustellen. Wallis erwiederte, gleichfalls durch Zeichen, daß er ihren Rath befolgen, und am nächsten Morgen sich dahin

verfügen wolle. Der Konstabel mußte sie hierauf wieder ans Land begleiten. Er führte sie sogar bis nach ihrer Wohnung zurück, die er größer und schöner, als die übrigen, und mit einer Art von Leibwache und Bedienten angefüllt fand.

Der Befehlshaber kam am folgenden Morgen seinem Versprechen nach, und ließ sich ans Land setzen. Nicht lange, so erschien auch die Königinn (denn dafür hielt man nunmehr die Dame, welche ihn zuvor besucht hatte) und zwar mit einer zahlreichen Begleitung. Da sie merkte, daß Wallis noch sehr schwächlich war, so befahl sie ihren Leuten, daß sie ihn auf die Arme nehmen, und so nach ihrer Wohnung hintragen sollten. Eine gleiche Ehre widerfuhr auch dem ersten Lieutenant und dem Schiffszahlmeister, welche gleichfalls krank gewesen waren. Eine Wache von Schiffssoldaten folgte nach.

Unterwegs drängte sich eine Menge Volks heran, um dem Schauspiele dieses sonderbaren Zuges beizuwohnen; allein die Königinn brauchte nur mit der Hand zu winken, und augenblicklich wichen Alle ehrerbietig zurück. Man kam bei ihrer Wohnung an; und hier trat eine Menge von Leuten beiderlei Geschlechts hervor, welche sie ihrem Gaste als ihre Verwandtschaft vorstellte. Sie ergriff dabei die Hand desselben, und ließ sie von der ganzen Gesellschaft küssen.

Ihr Haus hatte 327 Fuß in der Länge und 42 in der Breite. Es bestand aus Pfosten, die von der Erde bis zum Dache ungefähr zwölf Fuß hoch waren, und auf welchen ein Dach von Palmzweigen, ruhete. Die Fächer zwischen diesen Pfosten waren offen. Man sieht aus dieser Beschreibung, daß dieses Haus, in Vergleichung der viel kleineren Hütten der übrigen Eingebornen, den Namen eines Palastes verdiente.

Sobald man hineingetreten war, nöthigte sie ihre Gäste zum Niedersitzen. Sie rief hierauf einige ihrer Leute, und ließ sich von ihnen helfen, dem Herrn Wallis Schuhe, Strümpfe und Rock auszuziehen. Dann befahl sie Jenen, daß sie ihm die Haut hinabwärts streichen und sanft reiben sollten. Dem Lieutenant und dem Schiffszahlmeister ließ sie ein Gleiches thun; die Uebrigen von der Gesellschaft hatten das Zusehn. Unsere Reisenden rühmen, daß ihnen das Reiben ausnehmend wohlgethan habe.

Während dieser Handlung fiel ein lächerlicher Zwischenauftritt vor. Der Schiffsarzt, welcher vom Gehen erhitzt war, nahm, um sich ein wenig abzukühlen, die Perücke vom Kopfe. Einer der Eingebornen, welcher dieses zuerst bemerkte, erhob ein lautes Geschrei; und augenblicklich waren Aller Augen dahin gerichtet, und Alle starrten vor Erstaunen ob dem Wunder, daß ein Mensch sich das Haar vom Kopfe nehmen könne. Die Verwunderung dieser Leute über ein, für sie so sonderbares Schauspiel hätte nicht größer sein können, wenn der Mann ein Glied nach dem andern von seinem Körper abgelegt hätte. Es währte lange, ehe man sich von dem Erstaunen erholen konnte. Endlich fing man wieder an zu reiben und zu streicheln, und nachdem man diese Arbeit eine halbe Stunde lang fortgesetzt hatte, suchte man Diejenigen, welche so bedient waren, wieder anzukleiden. Der Leser kann denken, wie ungeschickt sie sich dabei anstellten!

Jetzt ließ die gute Königinn ein Stück von demjenigen Zeuge bringen, welches diese Indier aus Baumbast zu verfertigen wissen, und bekleidete sowol den Befehlshaber, als auch seine Gesellschaft, nach der Mode ihres Landes, d. i. mit einem weiten Umwurfe von die-

sem Zeuge. Man ließ sich auch dieses gefallen, um ihr nicht zuwider zu sein.

Da man endlich wieder zurückkehren wollte, ließ sie eine große trächtige Sau nach dem Boote schaffen. Sie befahl hierauf ihren Leuten, daß sie den Herrn Wallis zurücktragen sollten; da dieser aber, sowol durch das Reiben, als auch durch die heilsame Landluft, sich so gestärkt fühlte, daß er lieber gehen wollte, so führte sie selbst ihn beim Arme, und hob ihn, so oft sie an eine Pfütze kamen, eben so leicht hinüber, als bei uns ein Mann ein Kind zu heben pflegt.

Am folgenden Morgen schickte ihr Hr. Wallis durch den Konstabel 6 Beile, eben so viele Schnittmesser und verschiedene andere Dinge zum Geschenk. Dieser traf sie bei einem großen Gastmahle an, welches sie eben einer erstaunlichen Menge von Menschen gab. Seiner Aussage nach waren der Gäste nicht weniger als tausend. Die Bedienten, welche die Speisen zubereitet hatten, trugen dieselben in Kokosschalen herbei; sie selbst aber vertheilte sie unter ihre Gäste, welche rund im Hause herum in Reihen saßen. Nachdem sie hiemit fertig war, setzte sie sich selbst auf einen etwas höheren Sitz, und ließ sich hierauf von zwei Frauenspersonen, die sich ihr zu beiden Seiten hinstellten, dergestalt füttern, daß sie selbst nur den Mund öffnete, um die ihr gereichten Speisen anzunehmen.

Als sie den Konstabel erblickte, ließ sie auch ihm sogleich eine Mahlzeit bringen. Er konnte nicht recht unterscheiden, was es war; er hielt es indeß für klein gehacktes Hühnerfleisch, mit geschnittenen Aepfeln und Salzwasser zugerichtet, und fand es ungemein schmackhaft. Sie nahm die Geschenke, die er ihr brachte, mit vielem Vergnügen an.

6.

Fortsetzung von Otaheite. Abreise von da.

Eines Tages, da der Konstabel auf seinem gewöhnlichen Handelsplatze war, erblickte er jenseits des Flusses eine alte Frau, welche einen Strom von Thränen vergoß. Sobald sie merkte, daß man die Augen auf sie gerichtet hatte, schickte sie einen Jüngling mit einem Platanenzweige in der Hand durch den Fluß. Dieser näherte sich dem Konstabel, hielt eine lange Anrede, und legte alsdann den Zweig zu seinen Füßen. Hierauf kehrte er wieder zurück, und brachte die alte Frau auch herüber. Ein anderer junger Mann schleppte zu gleicher Zeit zwei gemästete Schweine herbei. Die alte Frau sah Jedem nach der Reihe ins Gesicht, und brach hierauf von neuen in bittre Thränen aus; und als der Jüngling, welcher sie herbeigeführt hatte, in des Konstabels Gesicht Mitleid und Erstaunen bemerkte, hielt er eine zweite, noch längere Anrede, wodurch man aber nicht mehr belehrt wurde, als durch die erste. Die Alte bemühete sich hierauf selbst, durch Zeichen zu verstehen zu geben, daß ihr Mann und drei von ihren Söhnen in dem neulichen Gefechte mit dem Schiffe umgekommen seien.

Während dieser Erklärung wurde sie so stark bewegt, daß sie den beiden jungen Männern, die vermuthlich ihre noch übrigen Söhne, wenigstens sehr nahe Blutsverwandte von ihr waren, ohnmächtig in die Arme sank. Diese schienen beinahe in eben dem Zustande zu sein. Der Konstabel gab sich alle ersinnliche Mühe, sie zu trösten, und wollte ihr, da sie wieder zu sich selbst gekommen war, ein Gegengeschenk machen, welches zehnmahl mehr werth war, als die Schweine auf dem Markte

gekostet haben würden; allein sie war durchaus nicht zu bewegen, das Geringste von ihm anzunehmen. Sie reichte ihm bloß, zum Zeichen ihrer Freundschaft, die Hand, und ließ sich wieder fortführen.

Wie gefällt meinen jungen Lesern dieses Betragen einer Indierinn gegen Leute, die ihr das allerbitterste Herzeleid zugefügt hatten? War es nicht schön und liebenswürdig?

Um das Land an mehren Stellen kennen zu lernen, schickte der Befehlshaber einen Offizier mit 60 Mann in den Böten aus, mit dem Auftrage, eine gewisse Strecke lang die Küste zu befahren, und alsdann zu landen. Da, wo dies geschah, fand man das Land eben so anmuthig, als bei dem Wasserplatze, und eben so sehr bevölkert; aber obgleich die Bewohner dieser Gegend einen Ueberfluß an Schweinen, Federvieh und Früchten hatten, so schienen sie doch eben nicht geneigt zu sein, Etwas davon zu verkaufen. Zuletzt bequemten sie sich indeß, neun Schweine, etwas Federvieh und einige Kokosnüsse abzustehn. Man fand verschiedene derselben beschäftiget, Kähne zu bauen, und die Werkzeuge, deren sie sich dazu bedienten, bestanden bloß aus Steinen, Muschelschalen und Knochen. Metall und metallene Werkzeuge fand man nirgends bei ihnen. Alle vierfüßige Thiere dieser Insel schienen in Schweinen und Hunden zu bestehn, und das Fleisch dieser Thiere zu backen oder zu braten, scheint ihre ganze Kochkunst auszumachen. Geschirre, worin sie Wasser sieden könnten, fehlen ihnen gänzlich; sie haben daher eben so wenig einen Begriff von heißem, als von gefrornem Wasser. Ihre Unwissenheit in diesem Stücke veranlaßte eines Tages ein gar lächerliches Schauspiel.

Herr Wallis hatte die Königinn zum Frühstück an

Bord geladen. Da nun die Gesellschaft in der Kajüte versammelt war, bemerkte Einer von ihrem Gefolge, den man für einen Priester hielt, daß der Schiffsarzt den Hahn an einer Theemaschine umdrehte, um einen Theetopf anzufüllen. Nachdem er dies mit vieler Aufmerksamkeit und Neugierde angesehn hatte, ging er, um die Sache noch näher zu untersuchen, selbst hin, drehte den Hahn um, und ließ sich das siedende Wasser in die Hand laufen. Schmerz, Erstaunen und Schrecken bemächtigten sich seiner in dem nämlichen Augenblicke in einem solchen Grade, daß er schreiend und springend die ausschweifendsten und lächerlichsten Geberden machte. Die übrigen Indier, welche schlechterdings nicht begreifen konnten, was ihm fehlte, standen, wie versteinert vor Verwunderung und Entsetzen, und es währte lange, ehe sie davon zurückkommen konnten. Der Wundarzt, welcher die unschuldige Ursache dieses Unfalls gewesen war, legte dem armen Verbrannten ein kühlendes Mittel auf, und besänftigte dadurch nach und nach seinen Schmerz und seine schreckhaften Empfindungen.

Man fuhr nun fleißig fort, so viele Lebensmittel einzukaufen, als der tägliche Markt gewährte, und die Geschenke der Königinn trugen nicht wenig dazu bei, den Vorrath davon ansehnlich zu vermehren. Denn so oft sie einen Besuch ablegte, ermangelte sie niemahls, ein Geschenk an Schweinen und Früchten darauf folgen zu lassen, welches von dem Befehlshaber jedesmahl durch ein Gegengeschenk erwiedert wurde. Eines Tages schickte sie sogar 48 große und kleine Schweine, eben so viel Stück Federvieh und eine fast unzählige Menge von Früchten auf einmahl. Etwas zu verkaufen, schien sie unter ihrer Würde zu halten.

Einmahl, da sie ein Verlangen bezeigte, daß Herr

Wallis sie nach ihrer Wohnung begleiten möchte, schien sie recht darauf gesonnen zu haben, wie sie ihm eine auszeichnende Ehre erweisen könne. Sobald sie nämlich angekommen waren, hieß sie ihn und die ihn begleitenden Offiziere sich niedersetzen, nahm ihm hierauf den Hut ab, und steckte einen Busch von bunten Federn darauf, dergleichen außer ihr, so weit man beobachten konnte, auf der ganzen Insel Niemand trug, und welcher wirklich nicht häßlich stand. Auch band sie um eben diesen Hut, wie auch um die Hüte der Uebrigen, eine geflochtene Haarschnur, wobei sie zu verstehen gab, daß sowol das Haar, als auch die Arbeit von ihr selbst seien. Diesem feinen Geschenke fügte sie noch einige künstlich geflochtene Matten, nebst einer großen trächtigen Sau und eine Menge von Früchten hinzu. Gegen Abend begleitete sie selbst die Gesellschaft an den Strand zurück.

Beim Abschiednehmen gab Herr Wallis ihr durch Zeichen zu verstehn, daß er in sieben Tagen abzureisen gedenke. Sie begriff seine Meinung alsobald, und erwiederte gleichfalls durch Zeichen, daß er wenigstens noch 20 Tage bleiben möge. Jener aber bedeutete ihr abermahls, daß es nicht thulich sei; worüber sie plötzlich in eine solche Thränenflut ausbrach, daß es Mühe und Kunst kostete, sie wieder zu beruhigen.

Am folgenden Tage schickte der Konstabel nicht weniger, als 20 eingekaufte Schweine und einen beträchtlichen Vorrath von Früchten, an Bord. Die Verdecke waren nunmehr ganz mit Schweinen und Federvieh angefüllt. Man schlachtete nur die kleinsten davon, weil man die größeren lebendig mitzunehmen wünschte; allein man hatte bald den Verdruß, zu sehen, daß diese Thiere nicht leicht etwas Anderes, als die dasigen Lan-

desfrüchte fressen wollten. Man mußte sich also bequemen, die meisten abzuschlachten und einzusalzen; indeß brachte man doch zwei dieser Thiere, eine Sau und einen Eber, glücklich nach England, wo die erstere Junge warf, und bald darauf verschied.

Um das Innere des Landes etwas genauer kennen zu lernen, beorderte Wallis einen seiner Offiziere mit einer guten Partei bewaffneter Leute, längs des Flusses, so weit er könne, hinzuziehen, und über Alles, was ihm vorkommen werde, sorgfältige Beobachtungen anzustellen. Auf den Fall, daß er von den Eingebornen angegriffen würde, sollte er alsobald ein Feuer anzünden lassen, dessen aufsteigender Rauch dem Befehlshaber zum Zeichen dienen sollte.

Den Tag vorher schickte man der Königinn ein ansehnliches Geschenk, welches aus zwei Welschen Hähnen, drei Chinesischen Fasanen, zwei Gänsen, einer trächtigen Katze, etwas Porzellan, einigen Spiegeln, gläsernen Flaschen, Hemden, Nadeln, Zwirn, Tuch, Erbsen, Bohnen, verschiedenen Arten von Gartensämereien, nebst einer Schaufel, und einer großen Menge von Messern, Scheren und ähnlichen Eisenwaaren bestand. Es erfolgte dafür ein Gegengeschenk von 18 Schweinen und verschiedenen Früchten.

Am folgenden Tage, da die Partei ihren Zug anstellen sollte, verfügte sich Wallis selbst zur Königinn, um sie, nebst andern Standespersonen, einzuladen, den Tag an Bord des Schiffes zuzubringen. Er that dies vornehmlich zur Sicherheit des ausgesandten Trupps, weil er hoffen durfte, daß man gegen diesen nichts unternehmen werde, sobald man wisse, daß die Königinn und die Vornehmsten des Landes in seiner Gewalt seien.

Da er so eben eine, früh Morgens sich ereignete,

Sonnenfinsterniß beobachtet hatte, so nahm er das dazu gebrauchte Fernrohr mit. Er zeigte es der Königinn, und nachdem er ihr den Gebrauch davon durch Zeichen begreiflich gemacht hatte, so richtete er es auf verschiedene weit entfernte Gegenstände, die ihr zwar bekannt waren, aber welche sie mit bloßen Augen von ihrer Wohnung ab nicht unterscheiden konnte. Er ließ sie hierauf durch dasselbe hinsehn. Sobald sie jene Gegenstände so nahe und so deutlich vor sich sah, sprang sie vor Erstaunen zurück. Sie richtete hierauf ihre Augen nach der Gegend hin, wo jene Dinge sich befanden, und stand eine Zeit lang unbeweglich still. Dann sah sie zum zweiten Mahle hindurch, und bemühete sich von neuen, wiewol abermahls vergeblich, die Gegenstände, welche sie durch das Fernglas erblickt hatte, mit bloßen Augen ausfindig zu machen. Ihre Mienen und Geberden druckten dabei ein Gemisch von Erstaunen und Entzücken aus, welches keine Sprache beschreiben kann.

Man verfügte sich hierauf nach dem Schiffe. Hier ließ Herr Wallis eine gute Mahlzeit zurichten, wovon die ganze Gesellschaft mit Vergnügen aß, nur die Königinn nicht. Diese war nicht zu bewegen, irgend Etwas zu genießen, vermuthlich, weil die Betrübniß über die nahe Abreise ihrer Freunde, der Engländer, ihr alle Eßlust benommen hatte.

Gegen Abend kehrte der ausgeschickte Trupp zurück; und die Königinn wurde mit ihren Begleitern nun auch wieder ans Land geschickt.

Beim Weggehen fragte sie den Befehlshaber durch Zeichen, ob er seinen Vorsatz, schon so bald abzureisen, noch nicht geändert habe? und da dieser erwiederte, daß er zu der einmahl festgesetzten Zeit die Insel nothwendig verlassen müsse, so brach sie wieder in einen Strom

von Thränen aus, und konnte lange nicht beruhigt werden. Endlich, da sie sich ein wenig gefaßt hatte, gab sie durch Zeichen zu verstehen, daß sie morgen wiederum an Bord kommen wolle; und darauf ließ sie sich ans Land rudern.

Der mit der Mannschaft ausgeschickt gewesene Offizier stattete dem Befehlshaber über den Erfolg seiner Unternehmung folgenden Bericht ab:

»Bei unserer Abreise, welche des Morgens um 4 Uhr geschah, ging ich zuerst zu unserm alten Manne, und bat ihn, uns zu begleiten. Dann theilte ich meine Leute in zwei Parteien, und ließ die eine diesseits, die andere jenseits des Flusses gehn. Wir kamen bald in ein breites und langes Thal, wo wir viele Wohnungen mit Gärten fanden. Die letztern waren mit einem Walle von Erde umgeben, und um die erstern wimmelte es überall von Schweinen und Federvieh. Das Erdreich dieser Gegend schien ungemein fett und fruchtbar zu sein.«

»Nachdem wir zwei Englische Meilen zurückgelegt hatten, wurde das Thal sehr enge; das eine Ufer des Flusses erhob sich zu einer schroffen Anhöhe, und wir sahen uns daher genöthiget, Alle auf dem andern Ufer einherzugehen. An einem Orte, wo der Fluß von einem Berge herabstürzte, hatten die Eingebornen Wasserleitungen angelegt, um ihre Gärten und Obstwälder zu bewässern. Das Erdreich war hier n gewissen Abtheilungen ordentlich umzäunt, welches die Aussicht über diese Gegend hin recht sehr anmuthig machte. Die Äpfel- und Brotfruchtbäume standen an den abhängigen Seiten der Berge in schönen Reihen, die Kokos- und Platanenbäume hingegen, welche einen feuchteren Bo-

den erfodern, in der Ebene. Ueberall wuchs sehr gutes Gras, aber kein Gesträuch.«

»Weiterhin machte der Fluß unzählige Krümmungen, und die Hügel erhoben sich nunmehr an beiden Seiten desselben zu hohen Bergen, aus welchen überall große Felsenklumpen hervorragten, und über unsern Köpfen hingen. Das Gehen wurde von da an sehr beschwerlich, weil man fast unaufhörlich klimmen mußte. Wir wurden dadurch so abgemattet, daß wir uns niedersetzen mußten, um ein wenig auszuruhen, und uns erst durch ein gutes Frühstück zu erquicken.«

»Aber kaum hatten wir uns gelagert, als wir durch einen großen Lärm und durch ein lautes Geschrei vieler vereinigten Stimmen erschreckt wurden. Wir sprangen auf, griffen nach den Waffen, und erblickten eine Menge von Männern, Weibern und Kindern oberhalb auf einem Berge, an dessen Fuße wir uns gelagert hatten. Unser Alter lief augenblicklich nach ihnen hin, indem er uns zuwinkte, daß wir ruhig sitzen bleiben sollten. Sobald er zu ihnen kam, legte sich der Lärm augenblicklich, und es währte nicht lange, so waren Alle verschwunden.«

»Sie kehrten indeß nach einiger Zeit zurück, und brachten ein großes gebratenes Schwein, nebst einem reichlichen Vorrathe von Brotfrucht und andern Erfrischungen. Dies Alles überlieferten sie dem Alten, und dieser theilte es unter unsere Leute aus. Ich hingegen beschenkte sie dafür mit Nägeln, Glaskorallen und ähnlichen Sachen, welche ihnen viel Vergnügen machten.«

»Wir verfolgten hierauf das Thal, so weit wir konnten, indem wir alle Wasserbäche, die aus den Bergen flossen, auf das sorgfältigste untersuchten, ob wir etwa irgend eine Spur finden könnten, daß es hier Me-

talle oder Erze gebe. Allein unsere Nachforschungen blieben fruchtlos.«

»Als wir im Fortgehn einen Berg erreicht hatten, den wir ersteigen mußten, gab unser alter Führer uns zu verstehn, daß er müde sei, und nun wieder nach Hause zu gehen wünsche. Aber ehe er uns verließ, bewog er einige Eingeborne, uns, statt seiner, zu begleiten und unser Gepäck zu tragen. Dann trat er seinen Rückweg an; wir aber begannen, den Berg hinaufzusteigen.«

»Wir bemerkten, daß der ehrliche Alte sich von Zeit zu Zeit nach uns umsah; und als wir an eine Stelle gekommen waren, wo Gesträuch und Dornen das Hinanklettern äußerst beschwerlich machten, so sahen wir ihn bis so weit zurückkommen, daß er uns mit seiner Stimme erreichen konnte. Hier rief er seinen Landsleuten zu; und diese liefen hierauf alsobald voran, um uns erst den Weg zu bahnen. Sie reichten uns auch von Zeit zu Zeit Erfrischungen, bald an Wasser, bald an Früchten, und erleichterten uns das Klettern, indem sie uns an den steilsten Orten die Hände boten. So sehr mußte uns der gute Alte ihnen empfohlen haben.«

»Als wir den Gipfel erreicht hatten, setzten wir uns abermahls nieder, um ein wenig auszuruhen. Wir hatten gehofft, an dieser Stelle die ganze Insel übersehen zu können; aber jetzt, da wir da waren, sahen wir uns mit andern, ungleich höhern Bergen umringt, in Ansehung welcher wir nur in einem Thale zu sein schienen. Nach derjenigen Seite hin, wo das Schiff vor Anker lag, war die Aussicht bis zum Entzücken schön. Die Berge rund umher waren mit Holz bewachsen; sie hatten ein mahlerisches Ansehn, und die Seiten derselben waren überall mit Dörfern besetzt. Einen noch

reizendern Anblick gewährten die noch stärker bevölkerten Thäler zwischen den Bergen; und, so weit unser Auge reichte, sahen wir nirgends einen unfruchtbaren oder öden Fleck.«

»Wir fanden hie und da Zuckerrohr, welches wild wuchs; auch Ingwer. Außerdem bemerkte ich einen Baum, der einem Strunke von Farrenkraute ähnlich, aber dabei 14 bis 15 Fuß hoch war. Um den natürlichen Reichthum dieser anmuthigen Insel an Früchten und Gewächsen vermehren zu helfen, steckte ich hie und da Kerne von Pfirsichen, Kirschen, Pflaumen, Zitronen und Pomeranzen in die Erde, und streuete allerlei Gartensämereien an solchen Stellen aus, wo ich glaubte, daß sie am besten fortkommen würden.«

»Bei unserer Rückkehr nach dem Schiffe machten wir je zuweilen einen kleinen Abstecher in anmuthige Thäler, und wurden von unsern Indischen Führern überall begleitet. Gegen Abend kamen wir wohlbehalten zurück, beschenkten unsere Wegweiser reichlich, und entließen sie hierauf mit großer Zufriedenheit auf beiden Seiten.«

Am folgenden Morgen gegen 10 Uhr kam die Königinn mit einem Geschenke von Schweinen und Federvieh an Bord, hielt sich aber diesmahl nicht lange auf, sondern kehrte bald wieder zurück ans Land. Auch der Markt auf dem Wasserplatze war an diesem Tage sehr ergiebig; und der Konstabel sah sich im Stande, ungefähr 30 Schweine, eine Menge Federvieh und sehr viele Früchte an Bord zu schicken. Man sammelte jetzt auch fleißig Holz und Wasser ein, und machte Alles fertig, um wieder in See zu gehn.

Nachmittags um drei Uhr kam die Königinn abermahls, und zwar im größten Staate und in Begleitung

eines sehr zahlreichen Gefolges an Bord. Sie brachte auch einige vortreffliche Früchte mit, und als sie dieselben übergeben hatte, erneuerte sie ihre Bitte, daß der Befehlshaber seine Abreise noch um zehn Tage aufschieben möchte; wobei sie zu verstehen gab, daß sie alsdann ins Land reisen, und eine Menge Schweine, Federvieh und Früchte mitbringen wolle. Wallis bezeigte ihr für so viel Freundschaft und Güte die größte Dankbarkeit, fügte aber hinzu, daß er den folgenden Morgen unfehlbar abreisen müsse. Darüber brach sie abermahls in bittere Thränen aus.

Als sie sich ein wenig gefaßt hatte, erkundigte sie sich durch Zeichen, wann er wieder zurückkommen würde? und er bedeutete ihr die Zahl von 50 Tagen. Sie gab hierauf durch Gegenzeichen zu verstehen, daß er doch nur 30 Tage ausbleiben möchte; da aber Jener unerbittlich war, und immer bei der Zahl 50 blieb, so schien sie endlich damit zufrieden zu sein. Sie blieb, bis es Nacht wurde, an Bord; und auch da kostete es noch Mühe, sie zu bewegen, sich wieder ans Land zu verfügen. Als man ihr sagte, daß das Boot auf sie warte, warf sie sich auf eine Kiste hin, und weinte lange mit so unmäßiger Betrübniß, daß sie auf alle Bemühungen, sie zu beruhigen, gar nicht zu achten schien. Endlich bequemte sie sich, wiewol höchst ungern, ins Boot zu steigen, und man brachte sie ans Land.

Der alte Mann, dieser treue und behülfliche Freund unserer Reisenden, hatte oft den Wunsch geäußert, daß sein Sohn, ein Bursche von ungefähr 14 Jahren, sie bei ihrer Abreise begleiten möchte, und dieser schien es auch zufrieden zu sein. Allein seit zwei Tagen war er jetzt unsichtbar geworden. Man erkundigte sich nach ihm, und der Alte gab zu verstehn, daß er ihn ins Land

geschickt habe, um ihn von seinen Freunden Abschied nehmen zu lassen. Allein dies mochte wol eine Ausrede sein. Vermuthlich war dem Vater, da die Stunde der Trennung sich nahete, das Herz schwer geworden, und er hatte den Knaben auf die Seite geschafft, um sein Wort mit guter Art zurückzunehmen. Und wer konnte dem väterlichen Herzen das verübeln?

Beim Anbruch des folgenden Tages schickte man die Böte zum letzten Mahle ans Land, um noch diejenigen Wasserfässer anzufüllen, welche wieder leer geworden waren. Als sie sich der Küste näherten, sahen sie mit Erstaunen den ganzen Strand mit Eingebornen bedeckt. Man fand es bedenklich, sich unter eine solche Menge zu wagen, und wollte schon wieder umkehren, als die Königinn hervortrat, der Menge ein Zeichen gab, daß sie sich über den Fluß zurückziehen solle, und hierauf den Leuten in den Böten winkte, daß sie landen möchten. Man folgte ihr.

Unterdeß, daß die Leute die Wasserfässer füllten, ließ sie Schweine und Früchte in die Böte bringen; und als man wieder abstoßen wollte, verlangte sie noch einmahl mit an Bord genommen zu werden. Allein der befehlende Offizier hatte gemessenen Auftrag, keinen der Eingebornen zurückzuführen, und mußte ihr also eine abschlägige Antwort geben. Sogleich ließ sie einen ihrer eigenen Kähne aufs Wasser bringen, und ihre Leute mußten sie nach dem Schiffe hinrudern. Eine Menge anderer Kähne folgte ihr nach.

Sobald sie beim Schiffe angelangt war, stieg sie sogleich an Bord; sie konnte aber vor Wehmuth nicht sprechen, sondern setzte sich nieder und weinte bitterlich. Dieser traurige Auftritt dauerte ungefähr eine Stunde, worauf sich ein günstiger Wind erhob, und man die

Anker lichtete. Als sie nun sah, daß es nothwendig geschieden sein müsse, umarmte sie Alle auf das zärtlichste und unter vielen Thränen; worauf sie in ihren Kahn geführt wurde. Ihr ganzes Gefolge stimmte in ihre Betrübniß ein.

Kaum hatte man die Segel ausgespannt, als der Wind sich schon wieder legte, und das Schiff an seiner Stelle liegen blieb. Wallis ließ hierauf die Böte vorspännen, um das Schiff zu schleppen oder zu bugsiren (meine Leser wissen aus dem Vorhergehenden, was dies sagen will). Als die Indier in den Kähnen dies bemerkten, kehrten sie wieder zurück, und die Königinn ließ ihren eigenen Kahn an das Schiff befestigen. Dann setzte sie sich selbst vorn in ersterm nieder, und weinte ganz untröstlich.

Der Befehlshaber beschenkte sie noch mit allerhand Sachen, von welchen er glaubte, daß sie ihr angenehm sein würden. Sie nahm Alles stillschweigend an, betrachtete aber nichts davon mit einiger Aufmerksamkeit. Gegen zehn Uhr hatten die Böte das Schiff glücklich über die Reihe von Klippen hinausgeschleppt, und als sich zu gleicher Zeit ein frischer Wind erhob, so nahmen die Indier, und besonders die Königinn, noch einmahl einen so beweglichen Abschied, daß Alle dadurch gerührt wurden. Der Befehlshaber selbst mußte sich eine Thräne der Wehmuth aus den Augen wischen.

7.

Fahrt von Otaheite nach Tinian; von da über Batavia nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Rückreise nach England.

Ich übergehe, was unsere Reisenden von den Sitten, Gebräuchen und Künsten der Bewohner von Ota-

heite aufgezeichnet haben, um nicht in den Fall zu gerathen, einerlei Sachen zweimahl erzählen zu müssen. Denn da ich nächstens Gelegenheit haben werde, meine jungen Leser noch einmahl nach dieser merkwürdigen Insel, und zwar in einer Gesellschaft zurückzuführen, welche mehr Zeit und Gelegenheit haben wird, Bemerkungen zu machen, so sei es mir vergönnt, Alles, was die Eigenthümlichkeiten dieses Landes und seiner Bewohner betrifft, bis dahin zurückzuhalten. Es war mir dermahlen bloß darum zu thun, meine Leser nur erst vorläufig aufmerksam darauf zu machen, und ihnen den Wunsch einzuflößen, künftig umständlicher darüber unterhalten zu werden. Diese Absicht aber glaube ich durch das Gesagte schon erreicht zu haben. Ich verlasse daher für diesmahl Otaheite, und fahre fort, zu erzählen, was unsern Reisenden auf ihrer fernern Fahrt begegnet ist.

Es war am 27sten des Heumonats 1767, als man wieder unter Segel ging, nachdem man bei dieser eben so angenehmen als gesegneten Insel etwas über einen Monat vor Anker gelegen hatte. Man steuerte, um den Lauf um die Erdkugel zu vollenden, von neuen gegen Westen, und entdeckte nach und nach verschiedene andere, aber größtentheils so unbeträchtliche Inseln, daß ich es der Mühe nicht werth achte, meine jungen Leser mit einer Beschreibung derselben aufzuhalten.

Nur einer Bemerkung muß ich erwähnen, welche man bei der fünften neuentdeckten Insel, die Keppelsinsel genannt, zu machen Gelegenheit hatte, weil sie einen Umstand betrifft, der in die Geschichte der Menschheit gehört. Man beobachtete nämlich allda, daß den sämmtlichen Einwohnern, welche übrigens denen auf Otaheite völlig ähnlich zu sein schienen, das

vordere Gelenk des kleinen Fingers fehlte, und man glaubte deutlich wahrzunehmen, daß es durch einen Schnitt absichtlich genommen wäre. Die Ursache davon konnte man nicht erfahren. Vielleicht war es bloß eine von jenen albernen und ungereimten Moden, wodurch man den menschlichen Körper in verschiedenen Ländern und auf verschiedene Weise zu verunstalten die Thorheit hat, in der Meinung, ihn dadurch schöner zu machen, als der Schöpfer ihn zu bilden wußte; vielleicht auch, daß der Grund dieses unvernünftigen Gebrauchs in gewissen Glaubensvorurtheilen lag, wodurch die Menschen oft zu noch viel größern Ungereimtheiten und Abscheulichkeiten verleitet worden sind. So wie es Zeiten gab, wo man dem Gotte der Liebe einen Dienst zu erweisen glaubte, wenn man ihm zu Ehren seine Brüder schlachtete oder lebendig verbrannte, so mochten jene armen Inselbewohner vielleicht auch in dem kindischen Wahne stehn, daß ihrer Gottheit ein Gefalle damit geschehe, wenn sie ihren eigenen Körper verstümmelten. Wer vermag die Grenze der tollen Ausschweifungen anzugeben, zu welchen Aberglaube und Schwärmerei die armen unerleuchteten Menschen zu verleiten pflegen! O meine jungen Freunde! beklagt, so oft euch künftig Beispiele dieser Art vorkommen werden, die unglücklichste aller Verirrungen des menschlichen Geistes, die, daß er gerade Das, was unser größter Segen sein könnte, die Gotteslehre, durch Zusätze von Irrthum und verderblichen Vorurtheilen oft in den größten Fluch für uns verwandelt hat! Bestrebt euch, so viel an euch ist, eure Begriffe von dem höchsten Wesen durch vernünftiges Nachdenken von allen unwürdigen menschlichen Vorurtheilen zu läutern; legt dabei beständig die unwidersprechlich wahre Hauptvorstellung

zum Grunde, daß dieses erhabene Wesen die allumfassende Liebe ist, und also nichts von uns fodern kann, als was auf unsere eigene und unserer Brüder wahre Glückseligkeit abzweckt. Dann werdet ihr Verirrungen jener Art für euch selbst zu vermeiden wissen, und, wenn ihr sie an Andern bemerkt, es für eine heilige Pflicht halten, solche unglückliche Menschen, wofern ihr könnt und dürft, eines Bessern zu belehren. —

Jetzt wieder zurück zu unsern Reisenden!

Da man den 176sten Grad der westlichen Länge zurückgelegt hatte, steuerte man, wie meine Leser auf unserer Karte sehen können, gen Nordwesten, weil man die Absicht hatte, die uns schon bekannte Insel Tinian aufzusuchen, um allda wieder neue Erfrischungen einzunehmen, und das Schiff, welches nachgerade baufällig zu werden anfing, so viel möglich auszubessern. Man erreichte dieselbe den 9ten des Herbstmonats, und warf daselbst die Anker aus.

Sobald das Schiff gehörig gesichert war, wurden die Böte ans Land geschickt, um Gezelte aufzuschlagen, und einige Erfrischungen zu holen. Diese kehrten gegen Mittag zurück, und brachten Kokosnüsse, Zitronen und Pomeranzen mit. Hierauf wurden zuvörderst die Kranken, 40 an der Zahl, nebst dem Schiffsarzte ans Land gebracht. Wallis selbst und sein erster Lieutenant gehörten mit dazu. Auch die Schmiede nebst den Werkzeugen der Zimmerleute wurden dahingeschafft, um Alles, was zur Ausbesserung des Schiffs erfoderlich war, mit größerer Bequemlichkeit auf dem Lande zu verarbeiten. Von den Gesunden nahm der Befehlshaber zwölf Mann, nebst einem Offizier, mit, um dieselben tiefer ins Land auf die Büffeljagd zu schicken. Denn daß es auf dieser Insel wildes Rindvieh und wilde

Schweine giebt, das haben wir bereits durch die vorhergehende Erzählung erfahren.

Schon am folgenden Tage, da die Jäger einen schönen jungen Stier erlegt hatten, der ungefähr vier Zentner schwer sein mochte, sah man sich im Stande, die ganze Mannschaft zu Lande und an Bord mit frischem Fleische, Brotfrucht, Zitronen und Pomeranzen zu versorgen. Diese erfrischenden Nahrungsmittel, verbunden mit dem Genuß der Landluft, äußerten bald eine heilsame Wirkung auf die Kranken, und machten sie genesen. Man war nun auch fleißig darüber her, die baufälligen Stellen des Schiffes aufzusuchen und auszubessern. Ein Theil der Mannschaft war täglich mit Jagen beschäftiget, und ein anderer mußte Früchte, Holz und Wasser einsammeln. Die Jagd war indeß mit großer Beschwerlichkeit verbunden, denn das Vieh war so scheu geworden, daß es Künste kostete, ihm nahe zu kommen; und die Insel war an den meisten Stellen mit so dichtem Gesträuche bewachsen, daß man unbeschreiblich viel Mühe hatte, sich hindurchzuarbeiten. Man denke sich die brennende Sonnenhitze, welcher man dabei ausgesetzt war, hinzu, und man wird sich ungefähr einen Begriff von den Mühseligkeiten machen können, die mit dieser Jagd verbunden waren.

Man blieb beinahe einen vollen Monat hier, weil die nöthigen Schiffsausbesserungen nicht früher vollendet werden konnten. Dann ging man neugestärkt wieder unter Segel, und machte zum nächsten Bestimmungsorte die Hauptstadt Batavia auf der den Holländern gehörigen Insel Java in Ostindien.

Diese neue Fahrt war mit neuen, sehr großen Beschwerlichkeiten und Gefahren verbunden. Man hatte häufig mit den fürchterlichsten Stürmen zu kämpfen,

und es fand sich bald, daß das Schiff, der sorgfältigsten Ausbesserung ungeachtet, noch mehr Wasser einließ, als zuvor. Ungeheure Wogen brachen sich zuweilen über dem Verdecke des Schiffs, führten Manches, sogar eins der Böte, hinweg, und zerbrachen das Steuerruder zusammt den Klappen an den Schießscharten. Es regnete dabei heftig, der Donner brüllte, die Blitze leuchteten, und oft war der Himmel in so schwarze Wolken gehüllt, daß man mitten am Tage nicht von einem Ende des Schiffs zum andern sehen konnte. An einem dieser grauenvollen Tage wurde der Schiffsschneider vermißt; und es blieb unentschieden, ob der Sturm ihn hinweg geblasen hatte, oder ob er vielleicht, um sich Herz zu machen, ein wenig zu viel getrunken haben mochte, und in diesem Zustande über Bord getaumelt war.

Nach unbeschreiblich vielen Mühseligkeiten und Gefahren erreichte man endlich den 30sten des Reifmonats Batavia, und legte sich dabei vor Anker.

Der Befehlshaber schickte alsobald ans Land, und ließ den Statthalter um die Erlaubniß bitten, Erfrischungen einkaufen zu dürfen, wobei er sich erbot, ihn zu begrüßen, wenn er den Gruß mit einer gleichen Anzahl von Kanonenschüssen erwiedern wolle. Der Statthalter willigte in Beides ein. Man begrüßte ihn daher mit 13 Kanonenschüssen, welche von der Festung aus mit 14 beantwortet wurden. Meine jungen Leser müssen nämlich wissen, daß die seefahrenden Völker in Ansehung dieses Gebrauchs höchstpünktlich, und auf die Beobachtung desselben äußerst aufmerksam sind. Ein Ehrenschuß mehr oder weniger wird für eine Sache von großer Wichtigkeit gehalten, und es kann darüber oft zu Feindseligkeiten kommen; so wie mitten auf dem

Meere zwischen zweien oder mehren sich einander begegnenden Kriegsschiffen von verschiedenen Völkerschaften oft unangenehme Auftritte wegen der Frage entstehen: welches Schiff das andere zuerst begrüßen soll?

Der Befehlshaber berief hienächst das Volk aufs Verdeck, und belehrte es, welche gefährliche Folgen in dem ungesunden Himmelsstriche dieser Gegend Unmäßigkeit und Trunkenheit zu haben pflegen. Er machte sodann den Befehl bekannt, daß Keiner, der ans Land geschickt werden würde, sich daselbst betrinken, oder irgend ein starkes Getränk mit an Bord bringen solle, und setzte auf die Uebertretung dieses Gesetzes eine schwere Strafe.

Unter andern zur Fortsetzung der Reise unentbehrlichen Sachen, welche man hier einzukaufen wünschte, war auch ein Anker, weil man deren zwei verloren hatte. Allein Diejenigen in Batavia, welche dergleichen zu verkaufen hatten, wollten sich die Noth, worin sie die Fremden glaubten, zu Nutze machen, und foderten so unbescheiden, daß Wallis es für schimpflich hielt, sich einer solchen Auflage zu unterwerfen, und sich lieber ohne den Anker behelfen wollte. Er kaufte also gar keinen, und Jene verloren einen billigen Gewinn, weil sie nach einem unbilligen getrachtet hatten.

Man fand zu Batavia ein Englisches Schiff, Falmouth genannt, welches schon seit vielen Jahren in den kläglichsten Umständen hier gelegen hatte und gänzlich unbrauchbar geworden war. Es hatte immer auf Verhaltungsbefehle aus England gewartet, und diese waren immer ausgeblieben. Die Offiziere wandten sich jetzt an Herrn Wallis, und baten ihn inständigst, daß er sie und die übrige Mannschaft ihres verfallenen Schiffs mit nach England nehmen möchte. Sie stellten vor,

daß sie hier doch schlechterdings nichts thun könnten, was den Dienst des Krieges beträfe; daß der Konstabel des Schiffs seit geraumer Zeit todt sei; daß sie ihr Pulver auf Befehl der Holländer hätten in die See werfen müssen; daß ihre übrigen Vorräthe verdorben seien; daß der Oberbootsmann vor Kummer und Aerger wahnsinnig geworden sei, und in einem Holländischen Krankenhause sich befinde; daß der Schiffszimmermann todtkrank und der Schiffskoch ein verwundeter Krüppel sei. Man sei ihnen, fügten sie hinzu, nun schon seit zehn Jahren ihren Sold schuldig, und sie wären unter dieser Zeit alt und elend geworden; allein sie wollten jetzt lieber Alles einbüßen und in den niedrigsten Diensten nach Hause gehn, als das Elend ihres jetzigen Zustandes noch länger ertragen, weil sie auf Befehl der Holländer nicht eine einzige Nacht am Lande verweilen dürften, sondern immer auf dem Wrack ihres Schiffes bleiben müßten, wo, wenn sie krank wären, Niemand sie besuche, und wo sie in beständiger Gefahr ständen, von den Malaien ermordet zu werden.

Wallis wurde von Mitleid gegen diese seine unglücklichen Landsleute stark gerührt; allein, da ein Mann im Dienst des Staats bei Vorfällen dieser Art nicht sein Herz, sondern seine Verhaltungsbefehle zu Rathe ziehen muß, und da die seinigen ihm nicht zu erlauben schienen, das von ihm begehrte Werk der Menschlichkeit zu verrichten, so antwortete er mit Bedauern, daß es nicht in seinem Vermögen stehe, ihren Wunsch zu erfüllen, daß er aber bei seiner Zurückkunft in England nicht ermangeln werde, ihre traurige Lage dringend vorzustellen, um ihnen schleunige Hülfe auszuwirken. Die Unglücklichen verließen ihn hierauf mit weinenden Augen.

Ich habe dieses Vorfalls deßwegen hier erwähnt, damit meine jungen Leser, deren viele vermuthlich auch zu wichtigen Staatsämtern gelangen werden, frühzeitig lernen mögen, daß es Fälle giebt, wo man den Antrieb der schönsten Tugend, der des Mitleids und der Menschlichkeit, bei sich unterdrücken, und sich lediglich auf Das einschränken muß, was unser bestimmter Beruf von uns fodert. Es ist für ein empfindliches Herz immer schwer und höchsttraurig, diese harte Foderung in Erfüllung zu bringen; aber eben deßwegen muß man zum voraus darauf gefaßt sein, und sich geübt haben, in Fällen dieser Art mehr seiner Vernunft, als seinen Empfindungen, Gehör zu geben, so wohlgegründet die letztern auch immer sein mögen.

Da der Befehl in Ansehung der Enthaltsamkeit von starken Getränken strenge befolgt wurde, so hatte Wallis das Vergnügen, nach 8 Tagen, da man wieder unter Segel ging, sein gesammtes Schiffsvolk, bis auf einen schon lange kränkelnden Bootsmann, völlig gesund zu sehen.

Die nächste Fahrt ging nun nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, und auf dieser erfuhren sie verschiedene sehr unangenehme Widerwärtigkeiten. Ein Bootsmann stürzte von der Raa *) des großen Masts herab, und verwundete im Herabfallen zwei Andere dergestalt, daß Einer davon starb, der Andere aber mit einer leichten Quetschung davon kam. Er selbst blieb auf der Stelle todt.

Auch Krankheiten, und zwar von der gefährlichsten Art, nämlich Durchfälle und Faulfieber, nahmen nunmehr auf dem Schiffe überhand. Drei wurden davon

*) Querstange.

nach einander hingerafft, und nicht weniger als 40 Andere lagen gefährlich darnieder. Der Gehülfe des Schiffsarztes war selbst unter dieser Zahl, und diejenigen Bootsleute, welche man zu Krankenwärtern ernannte, wurden nach einigen Tagen gemeiniglich selber krank. Zur Vergrößerung dieses Unglücks wurde das Schiff jetzt so leck, daß es während jeder Schiffswache, das ist, alle 4 Stunden, mehr als 3 Fuß hoch Wasser einließ, so daß fast unaufhörlich gepumpt werden mußte, um das Schiff nur flott zu erhalten und nicht sinken zu lassen. Auch das ganze Obergebäude desselben war sehr lose und leck, so daß das Wasser, so oft die See hoch ging, an mehren Orten zugleich eindrang.

Dennoch ließ man den Muth nicht sinken, sondern fuhr unverdrossen fort, jedes Hülfsmittel anzuwenden, welches die Vernunft ersann und die Umstände an die Hand gaben. Die Vorsehung segnete ihre ausdauernde Geduld; es gelang ihnen, sich und das Schiff zu erhalten, und nach einer Fahrt von acht Wochen hatten sie das Vergnügen, das Vorgebirge zu erreichen, und in dem dabei befindlichen Busen, die Tafelbai genannt, vor Anker zu kommen.

Um dasjenige zu bestätigen, was ich oben von dem Seegebrauch in Ansehung der Begrüßung durch Kanonenschüsse sagte, kann ich nicht umhin anzumerken, daß unser Wallis es hier abermahls der Mühe werth hielt, in sein Tagebuch einzutragen, wie viel Ehrenschüsse er beim Vorgebirge gethan, und wie viel man ihm dafür zurückgegeben habe. Es lagen nämlich in der Tafelbai verschiedene andere Schiffe vor Anker, worunter ein Französischer Ostindienfahrer und ein Englisches Packetboot oder Postschiff war. Wallis begrüßte zuvörderst den Statthalter mit 13 Kanonen, und dieser erwie-

derte den Gruß mit eben so vielen Gegenschüssen. Dann begrüßte das Englische Packetboot, als ein kleineres Schiff, den Delphin mit 11 Schüssen, und Wallis dankte ihm mit neun. Hierauf kam die Reihe an das Französische Schiff, welches gleichfalls zuerst, und zwar mit neun Schüssen, grüßte, und dafür eine Danksagung, aber nur von sieben Gegenschüssen erhielt, vermuthlich weil es kein eigentliches Kriegsschiff, sondern nur ein Kauffahrteischiff, war.

Nachdem man diese wichtige Angelegenheit in Ordnung gebracht hatte, ließ Wallis den Statthalter um die Erlaubniß ersuchen, sich hier mit Erfrischungen versehen zu dürfen, und er erhielt dieselbe ohne Umstände. Auch vergönnte ihm der höfliche Statthalter, an einem von der Stadt etwas entlegenen Orte Gezelte aufzuschlagen und seine Kranken dahin schaffen zu lassen, damit sie der heilenden Landluft genießen möchten. Der Befehlshaber war abermahls selbst unter dieser Anzahl. Er ließ sich daher auch ans Land bringen, und blieb daselbst, jedoch ohne Erleichterung, so lange das Schiff hier vor Anker lag. Alle andere Kranken genasen in kurzer Zeit, und die gesunde Luft dieser Gegend bekam Vielen so wohl, daß sie ein besseres Ansehen erhielten, als sie damahls hatten, da sie aus England reiseten.

Man war nun fleißig darüber aus, das Schiff zu kalfatern *), und jede schadhafte Stelle desselben, so weit es thulich war, auszubessern. Auch versorgte man sich mit jeder Art von Schiffsbedürfnissen; und da man mit Allem fertig war, ging man neugestärkt

*) Die Ritzen mit Werg auszustopfen, und dann mit Pech und Theer zu überschmieren.

und voll Hoffnung, den Rest der langen Reise glücklich zu endigen, wieder unter Segel.

Nach einer glücklichen Fahrt von 14 Tagen erreichte man die Englische Insel St. Helena, die meine jungen Leser entweder schon kennen, oder auf jeder Karte von Afrika, dem untern Theile dieses Landes gegenüber, leicht werden finden können. Unsere Reisende wurden von dem Statthalter sehr liebreich aufgenommen, und das Schiffsvolk hatte Gelegenheit, außer verschiedenen andern Erfrischungen, auch einen ansehnlichen Vorrath von Portulak einzusammeln, welcher auf dieser Insel in großer Menge wächst.

Man verweilte allda nur bis zum dritten Tage, und nach einer abermahligen Reise von 8 Wochen, auf welcher sich eben nichts ereignete, was erzählt zu werden verdiente, kam das Schiff am 20sten Mai 1768 bei den Dünen wohlbehalten vor Anker, nachdem man die ganze lange und gefahrvolle Reise in 637 Tagen glücklich zurückgelegt hatte.

III.

Beschreibung

einer

Reise um die Erdkugel,

angestellt

von dem

Brittischen Schiffshauptmanne

Philipp Carteret,

im Jahre 1766,

und vollendet im Jahre 1769.

1.

Fahrt von Plymouth nach Madera, und von da durch die Magellanische Straße.

Diese Reise zeichnet sich von den vorhergehenden durch eine Kette von Gefahren und Mühseligkeiten aus, welche meine jungen Leser nicht ohne mitleidige Theilnehmung, hin und wieder nicht ohne Erstaunen werden lesen können. Aber Begebenheiten dieser Art hört man, wenn ich von meinem eigenen Gefühle auf die Empfindungen Anderer schließen darf, am liebsten von Denjenigen erzählen, welche selbst darin verwickelt waren. Ich finde daher für gut, mich diesmahl hinter den Schirm zu stellen, und den Held dieser Geschichte persönlich vortreten zu lassen. Aufmerksamkeit wird er sich wol ohne mein Zuthun zu erregen wissen; er mag also nur sogleich das Wort nehmen. Carteret redet.

Bald nachdem ich von der Reise um die Welt zurückgekommen war, auf welcher ich den Befehlshaber Biron begleitet hatte, wurde ich zum Führer der Königl. Schaluppe Swallow (die Schwalbe) ernannt, und erhielt Befehl, mich zu einer abermahligen Reise anzuschicken. Diese Schaluppe war ein altes Schiff; sie hatte bereits dreißig Jahre lang gedient, und war

daher schon so baufällig geworden, daß sie zu einer langen Reise nicht mehr tauglich zu sein schien.

Ohne mir den Ort und die Gegend meiner Bestimmung anzuzeigen, hatte man mir bloß zu verstehen gegeben, daß ich mit dem Delphin aussegeln solle. Wohin? und auf wie lange? das blieb mir ein Geheimniß. Ich schloß zwar aus der sorgfältigen Ausrüstung des Delphins, daß dieser zu einer abermahligen Reise um die Welt bestimmt sein dürfte; allein die klägliche Beschaffenheit der Swallow und der geringe Vorrath von alltäglichen Nothwendigkeiten, womit man dieselbe versah, machten es in hohem Grade unwahrscheinlich, daß auch sie zu einer so langen und gefährlichen Reise ausersehen wäre.

Ich versuchte indeß auf allen Fall, was ich durch eine Vorstellung ausrichten könnte, und hielt um eine Schmiede, um einen kleinen Vorrath von Eisen, um ein kleines Boot, und um verschiedene andere Dinge an, von welchen ich aus eigener Erfahrung wußte, daß sie auf einer langen Reise unentbehrlich sind. Allein mein Gesuch wurde abgewiesen, und ich erhielt bloß zur Antwort, daß das Schiff für seine Bestimmung hinreichend ausgerüstet sei, und weiter nichts bedürfe. Dies mußte mich nothwendig in der Meinung bestärken, daß ich den Delphin nur bis zu einer gewissen Höhe begleiten, und alsdann wieder umkehren solle.

In dieser Ungewißheit segelte ich den 22sten August 1766, in Begleitung des Delphins und eines Proviantschiffes, Prinz Friedrich genannt, von Plymouth ab. Unser nächster Bestimmungsort war die Insel Madera. Diese erreichten wir, ohne merkwürdige Vorfälle, den 7ten des Herbstmonats, an welchem Tage wir auf der dortigen Rehde die Anker fallen lie-

ßen. Aber noch erfuhr ich nicht, wohin ich eigentlich bestimmt war.

Am zweiten Morgen nach unserer Ankunft allhier meldete mir der Lieutenant, daß während der Nacht neun unserer besten Leute das Schiff heimlich verlassen hätten und ans Land geschwommen wären. Sie hatten ihre Kleider zurückgelassen, und nur ihre Baarschaft in um den Leib gebundenen Schnupftüchern mitgenommen. Die ganze Gesellschaft war auf diese Weise bis an die Brandung geschwommen, welche sich hier sehr hoch gegen den Strand bricht. Durch das Getöse derselben erschreckt, war Einer von ihnen wieder umgekehrt und nach dem Schiffe zurückgekommen. Die Uebrigen hatten es gewagt, sich durch den Wogenbruch hindurch zu arbeiten und waren fort.

Der Verlust dieser Leute würde mir sehr empfindlich gefallen sein. Ich setzte mich daher augenblicklich hin, um dem auf der Insel befindlichen Englischen Handelsaufseher oder Konsul zu schreiben, mir zur Wiedererlangung derselben behülflich zu sein. Allein noch ehe ich den Brief geendiget hatte, ließ mir dieser bereits melden, daß man meine Abenteurer, zum großen Erstaunen der Einwohner, nackt am Strande gefunden und sie in Verhaft genommen habe, um sie mir wieder auszuliefern. Ich fertigte also gleich ein Boot ab, und ließ sie holen.

Sobald mir gemeldet wurde, daß sie wieder an Bord seien, ging ich aufs Verdeck. Hier hatte ich das Vergnügen, in ihrem ganzen Anstande so viel Scham und Reue zu bemerken, daß ich in meinem Herzen ihnen alsobald vergab, und nur die Sache so zu finden wünschte, daß ich ihnen auch die Strafe erlassen dürfe. Ich fragte sie, was sie doch immer habe bewegen können,

das Schiff und den Dienst ihres Vaterlandes zu verlassen, und sich in Gefahr zu begeben, entweder von Haifischen verschlungen, oder von der Brandung an der Küste zerschmettert zu werden? und sie antworteten, es sei ihnen gar nicht in den Sinn gekommen, davon zu laufen; sie seien vielmehr fest entschlossen, das Schiff, so lange es nur noch schwimmen könne, nie zu verlassen; aber weil zu vermuthen stehe, daß sie eine lange und gefährliche Reise vor sich hätten, und doch Niemand sagen könne, wer unterdeß leben oder sterben möchte, so sei es ihnen sehr hart vorgekommen, daß sie nicht wenigstens Freiheit und Gelegenheit haben sollten, ihr eigenes Geld nach Belieben zu verzehren. Sie hätten daher den Anschlag gefaßt, sich die Haut nur noch einmahl recht voll zu trinken, dann aber auch nach dem Schiffe zurückzuschwimmen; und sie hätten gehofft, dies früher zu bewerkstelligen, als man sie auf dem Schiffe vermissen würde.

Da ich, wie gesagt, schon vorher gewünscht hatte, ihnen die Strafe erlassen zu können, so untersuchte ich ihre Entschuldigung eben nicht sehr strenge. Ich stellte ihnen bloß vor, wie unbedachtsam sie gehandelt hätten, und daß ich hoffe, sie würden ihr Leben künftig nur bei wichtigern Gelegenheiten aufs Spiel setzen, und mir durch ihre Aufführung nicht noch einmahl Ursache geben, über sie zu klagen; in der Hoffnung wolle ich ihnen diesmahl die Strafe schenken, und mich mit der Reue und Beschämung begnügen, die sie, wie ich merkte, über ihr Vergehen fühlten. Uebrigens fügte ich hinzu, da ich auf dieser Reise vermuthlich gute Schwimmer nöthig haben würde, so sei es mir lieb, nunmehr zu wissen, an wen ich mich bei vorfallender Gelegenheit zu wenden habe.

Das gesammte Schiffsvolk gab mir durch ein lautes Murmeln seinen Beifall zu erkennen, und ich fand mich in der Folge für die diesmahl bewiesene Gelindigkeit reichlich belohnt; denn unter allen Beschwerlichkeiten und Gefahren unserer nachherigen Reise konnte ich von diesen Leuten Alles fodern, und sie thaten es mit einem Eifer, der ihnen selbst zur Ehre, mir aber zum größten Nutzen gereichte. Ein abermahliges Beispiel, daß Gelindigkeit auf gutgeartete Gemüther besser wirkt, als Strenge.

Am 12ten des Herbstmonats gingen wir wieder unter Segel, und nun erst eröffnete uns der Befehlshaber Wallis die Absicht unserer Reise, indem er mir eine Abschrift von seinen Verhaltungsbefehlen mittheilte. Ich sah nunmehr mit Bedauern, daß ich wirklich auf eine Unternehmung ausgeschickt war, zu welcher weder das Schiff, noch die Ausrüstung desselben im geringsten taugten. Allein was war zu thun? Wir mußten Folge leisten, und es darauf ankommen lassen, wie und wo wir unsern Untergang finden würden. Ich sah uns nunmehr als wahrscheinliche Opfer des Gehorsams an, beschloß indeß, meine Schuldigkeit zu thun, so lange ich könne.

Ich übergehe, was von den Vorfällen auf unserer ferneren Reise schon in der vorhergehenden Erzählung gemeldet worden ist.

Als wir die Magellanische Straße erreicht hatten, wurde ich beordert, vor dem Delphin hinzusegeln, um die Untiefen zu erforschen und ihm den Weg zu weisen, weil ich diese Reise schon einmahl gemacht hatte. Allein mein Schiff segelte so erbärmlich, daß dies äußerst langsam von Statten ging; und der Delphin durfte meisten-

theils nur die eingerefften Topsegel *) gebrauchen, indeß die Swallow mit allen Segeln, die sie nur ausspannen konnte, sich schwerfällig und langsam fortarbeitete.

Nachdem wir auf diese Weise, unter unbeschreiblich vielen Mühseligkeiten und Gefahren, ungefähr die Hälfte der Straße zurückgelegt hatten, versuchte ich es, Herrn Wallis über die erbärmliche Beschaffenheit meines Schiffes Vorstellungen zu thun. Ich zeigte ihm, wie sehr er selbst dadurch aufgehalten werde, und wie unvermögend wir seien, irgend etwas zu thun, was die Absicht seiner Reise befördern könne, und ersuchte ihn daher, zu überlegen, was für den Dienst des Königs am besten sein dürfte, uns weiter mit sich zu nehmen, oder zu entlassen? Ich that den Vorschlag, daß er die Swallow in irgend einer Bucht zurücklassen möchte, und ich erbot mich auf diesen Fall, ihn mit den Böten derselben durch die Straße zu begleiten, welches, allem Ansehn nach, geschwinder und besser von Statten gehn würde, als wenn er sich durch mein Schiff noch ferner aufhalten ließe. Um diesen Vorschlag noch annehmlicher zu machen, setzte ich hinzu: er könnte seinen Vorrath an Lebensmitteln und andern Bedürfnissen aus meinem Schiffe ersetzen. Ja, ich erbot mich sogar, ihm die besten meiner Leute gegen diejenigen von den seinigen abzutreten, welche etwa krankheitshalber zu der bevorstehenden Reise untüchtig wären. Sollte er es aber durchaus für nöthig halten, daß ich selbst, wegen der auf meiner ersten Reise erlangten Kenntniß von der Südsee, die Reise mitmache, so ersuchte ich ihn auf diesen

*) Die obersten kleinen Segel an den Spitzen der Masten. Einreffen heißt: das Segel von unten auf zusammenziehen, damit es weniger Wind fasse.

Fall, den Befehl über die Swallow seinem ersten Lieutenant anzuvertrauen, und erbot mich, alsdann unter ihm an Bord des Delphins zu dienen, und die Stelle des Lieutenants zu vertreten. Endlich fügte ich hinzu, wofern er selbst Lust habe, die Swallow nach Europa zurückzuführen, so sei ich auch bereit, die Führung des Delphins zu übernehmen, und die Reise allein zu vollenden.

Alle diese Vorschläge wurden verworfen. Herr Wallis setzte ihnen jedesmahl die Antwort entgegen, die Admiralität habe einmahl befohlen, daß beide Schiffe die Reise in Gesellschaft machen sollten: dieser Befehl müsse also befolgt werden, so lange es möglich sei. — Und so setzten wir denn unsere mühselige Reise in Gesellschaft fort.

Bisher war ich immer vorausgesegelt. Jetzt aber, da wir uns dem westlichen Ende der Straße näherten, kam uns der Delphin vor. Es war gerade Abend, da dies geschah, und ungeachtet ich die ganze Nacht über unter Segel blieb, so gefährlich dies auch für uns war, so lief der Delphin gleichwol so weit vor uns voraus, daß wir am andern Morgen nur noch die Topsegel desselben am fernen Horizonte entdecken konnten. Gegen neun Uhr war er endlich ganz verschwunden. Von diesem Augenblicke an gab ich alle Hoffnung auf, ihn vor unserer Rückkunft in England jemahls wieder zu sehn; und der Erfolg zeigte, daß ich mich darin nicht geirrt hatte.

Unsere Lage war nunmehr in der That höchst traurig. Alles, was zu einer solchen Reise, als die unsrige war, nothwendig erfodert wird, war am Bord des Delphins, und dieser war damit in die weite Welt gesegelt. Außer den übrigen Schiffsbedürfnissen hatte er

auch unsern Antheil von wollenen Tüchern und andern Zeugen, von Leinwand, Glaskorallen, Scheren, Messern und andern Eisenwaaren an Bord, und es war mir noch nichts davon ausgeliefert worden, ungeachtet wir beinahe neun Monate mit einander in Gesellschaft gesegelt waren. Alle diese Dinge waren uns gleichwol unentbehrlich, wenn wir von den Indiern Erfrischungen eintauschen wollten. Nicht einmahl mit einer Schmiede und mit einem Vorrathe von Eisen waren wir versehn, ungeachtet wir wahrscheinlicher Weise in Umstände gerathen mußten, worin wir zu Erhaltung des Schiffs weder des Einen noch des Andern entrathen konnten. Man denke sich zu diesem Mangel noch die klägliche Verfassung des Schiffs hinzu, und man wird sich ungefähr einen Begriff von der Mißlichkeit unserer Lage machen.

Ich hatte indeß bei allen diesen Widerwärtigkeiten den Trost, daß meine braven Leute nicht die geringsten Merkmahle von Niedergeschlagenheit blicken ließen. Indem ich ihnen meinen Beifall darüber zu erkennen gab, suchte ich sie noch mehr aufzumuntern, und sagte ihnen: daß ich in ihrem Muthe, in ihrer Geschicklichkeit und in ihrem Wohlverhalten einen hinlänglichen Ersatz für die Gebrechen und den Mangel des Schiffs fände. Und so setzten wir unsere Reise in Gottes Namen fort.

Die nächste Nacht brachten wir unter beständigem Sturm und in steter Gefahr hin, gegen die Küste geworfen und zertrümmert zu werden. Erst am folgenden Abend glückte es uns, eine Stelle zu finden, wo wir das Schiff vor Anker legen konnten. Sobald dies geschehen war, ging ich in meine Kajüte hinab, um ein wenig auszuruhen. Aber kaum hatte ich mich niedergelegt, so entstand ein allgemeines lautes Geschrei auf dem Verdecke, welches mich nicht wenig erschreckte. Ich

sprang augenblicklich zum Bette hinaus, und als ich aufs Verdeck kam, hörte ich das Volk mit vereinigtem Jubelgeschrei mir entgegen rufen: der Delphin! der Delphin! Alle waren vor Erstaunen und Freude außer sich und schienen fast von Sinnen gekommen zu sein. Allein was wars? Nachdem das allgemeine Entzücken einige Minuten gewährt hatte, fand sichs, daß Dasjenige, was sie für ein Segel gehalten hatten, weiter nichts, als Wasser war, welches durch einen heftigen Windstoß in die Höhe getrieben und in der Luft umher geschleudert wurde. Auf eine so große, aber ungegründete Freude folgte etwas Niedergeschlagenheit; aber nicht lange, so kehrte ihre gewöhnliche Standhaftigkeit zurück, und noch ehe ich wieder in meine Kajüte hinabging, waren schon Alle wieder so aufgeräumt und lustig, als zuvor.

Noch zwei Tage mußten wir mit allen Gefahren und Mühseligkeiten kämpfen, welche die Schifffahrt unter einem so rauhen Himmelsstriche und in einer so gefährlichen Meerenge mit sich führt. Am dritten erreichten wir endlich das letzte südliche Vorgebirge. Die See ging eben sehr hoch, und der Wind, der bis jetzt östlich gewesen war, drehte sich plötzlich nach Süden. Er blies mit einem Mahl so ungestüm, und die plötzliche Wendung desselben verursachte so fürchterlich hohe Wogen, daß eine Menge Wasser auf das Verdeck stürzte und wir dadurch in die äußerste Gefahr geriethen, zu sinken. Dabei mußten wir aus allen Kräften arbeiten, um zu verhindern, daß das Schiff nicht gegen die nördliche Küste getrieben würde, in welchem Fall unser Untergang unvermeidlich gewesen wäre. Allein so sehr wir uns auch bestrebten, dieser drohenden Gefahr auszuweichen, so trieben Wind und Wellen das Schiff doch sehr schnell gegen jene Küste hin. In dieser dringenden Noth

ließ ich in allen unsern Wasserfässern, welche auf und zwischen den Verdecken standen, die Böden einschlagen, damit das Schiff ein wenig leichter würde und dann etwas besser segeln möchte. Durch diese Aufopferung einer der ersten und unentbehrlichsten Nothwendigkeiten gelang es uns endlich, wiewol nur mit genauer Noth, der Gefahr zu entkommen und uns aus der Straße endlich ganz herauszuarbeiten.

Unsere Rettung ereignete sich gerade in dem entscheidendsten Augenblicke. Ein paar Minuten später, und wir wären ohne Hülfe verloren gewesen. Denn kaum hatten wir die Mündung der Straße zurückgelegt, so drehte sich der Wind abermahls und lief nach Südwesten. Wäre dies einige Augenblicke früher geschehn, so war unser Untergang unvermeidlich, weil wir in diesem Falle unmöglich hätten verhindern können, gegen die Küste geworfen zu werden und unser Schiff zertrümmert zu sehn. Aber es gefiel der Vorsehung, unser Leben diesmahl für noch größere Mühseligkeiten zu erhalten, die unser in der Ferne warteten.

2.

Fahrt von der westlichen Mündung der Magellanischen Straße nach der Insel Masafuero.

Jetzt segelten wir in die unermeßliche Südsee hinein; wir konnten etwas freier athmen, und ich fing an, über unsern bedenklichen Zustand ernsthafte Betrachtungen anzustellen.

Die meisten Sorgen machte mir der Mangel an Wasser. Wir hatten einen ansehnlichen Vorrath desselben, um das Schiff zu erleichtern, auslaufen lassen; und was uns von demselben nun noch übrig war, das

schien zu einer so weiten Reise, als uns nunmehr bevorstand, nicht hinlänglich zu sein. Ich beschloß daher, erst die Inseln Juan Fernandez und Masafuero aufzusuchen, um bei diesen, wo möglich, einen größern Vorrath davon einzunehmen. Wir steuerten also nordwärts.

Aber es sollte nun einmahl unser Schicksal auf dieser ganzen Reise sein, daß wir theils mit dem Mangel, theils mit den Weltstoffen oder Elementen, theils mit andern Widerwärtigkeiten unaufhörlich kämpfen mußten. Der Wind lief plötzlich nicht nur nach Nord-Nord-Westen um und blies uns also gerade entgegen, sondern es stürmte nun auch fast ununterbrochen, und die ungestümen Windstöße, welchen wir ausgesetzt waren, wurden nicht bloß von einem starken Regen, sondern auch von einer Menge Hagel, oder vielmehr Stücken halbgeschmolzenen Eises, und von Blitzen und Donnerschlägen begleitet, die wir so fürchterlich noch nie erlebt hatten. Die Wogen schwollen dabei zu einer unglaublichen Höhe an, und brachen sich von Zeit zu Zeit über dem Verdecke des Schiffes mit solcher Wuth, daß wir jedesmahl ganz unter Wasser gesetzt wurden, und mehr als einmahl schon verzweifelten, daß wir das Tageslicht je wieder erblicken würden. Dieser gräuliche Zustand dauerte vom 18ten des Wandelmonats bis zum 8ten Mai fast unaufhörlich fort. Um diese Zeit bekamen wir endlich die Insel Masafuero, und bald nachher auch die Insel Juan Fernandez zu Gesicht.

Wir steuerten auf die letzte zu. Allein bei unserer Annäherung fand ich, daß die Spanier daselbst eine Feste und eine Niederlassung angelegt hatten. Da ich es nun für bedenklich hielt, mich diesen Leuten zu erkennen zu geben, so gab ich lieber den Wunsch, uns hier mit Erfrischungen zu versorgen, auf, und segelte nach Masafuero.

Hier waren wir zwar anfangs so glücklich, vor Anker zu kommen; allein kaum hatten wir ein Boot ans Land geschickt, um Trinkwasser zu holen, als ein heftiger Sturmwind uns schon wieder losriß und in die See trieb. Es fehlte wenig, so hätten wir unsere Anker dabei eingebüßt. Wir versuchten verschiedene Tage hinter einander, aber immer vergebens, noch einmahl zu ankern, und mußten daher alle unsere Bemühungen nur darauf einschränken, uns an jedem Tage so sehr, als möglich, dem Strande zu nähern, um es den Böten zu erleichtern, uns von Zeit zu Zeit eine Ladung Wasser zuzuführen. Auf diese Weise erhielten wir, wiewol mit unbeschreiblicher Mühe, einen ziemlichen Vorrath davon, doch immer noch nicht so viel, als wir bei der Ungewißheit, ob und wann wir wieder Land erreichen würden, nöthig hatten.

Es erbot sich daher der Lieutenant Gower, dessen Muth und Geschicklichkeit in allen unsern Gefahren und Nöthen ich nicht genug preisen kann, noch einmahl mit dem Boote in einer Gegend ans Land zu rudern, wo das Regenwasser sich in Lachen gesammelt hatte, weil wir von dem eigentlichen Wasserplatze, wo man einige unserer Leute zurückgelassen hatte, jetzt gar zu weit weggetrieben waren. Der Tag fing um diese Zeit schon an, sich zu neigen, und kaum war das Boot eine Stunde abwesend gewesen, als das fürchterlichste Gewitter, dergleichen man in Europa gar nicht kennt, mit einem wüthenden Sturme einbrach und uns Allen den Untergang drohete. Die Nacht rückte indeß heran, und ein ununterbrochener Platzregen stürzte aus der Luft herab. Ich ließ zu wiederholten Mahlen Kanonenschüsse thun und Feuerzeichen machen, um das Boot dadurch zu leiten, dessen zweifelhaftes Schicksal mir die

größte Angst verursachte. Umsonst! Das unglückliche Boot blieb aus, und es war nur gar zu wahrscheinlich, daß es, zusammt der darauf befindlichen wackern Mannschaft, zu Grunde gegangen sei. Meine Betrübniß darüber war sehr groß.

Aber noch größer war denn auch meine Freude, als es endlich gegen 7 Uhr, da wir bereits alle Hoffnung, es wieder zu sehn, aufgegeben hatten, dennoch wieder zu uns kam. Mit unbeschreiblichem Entzücken eilten wir, Mannschaft und Boot sogleich an Bord zu nehmen, und wohl bekam es uns und ihnen, daß wir damit geeilt hatten! Denn man war kaum damit zu Stande gekommen, als ein so fürchterlicher Windstoß uns erreichte, daß, wenn wir nur eine Minute gezaudert hätten, Boot und Mannschaft ohne Rettung verloren gewesen wären.

Herr Gower erzählte mir hierauf, daß, da er nicht habe landen können, drei seiner Leute mit Wasserfässern ans Land geschwommen seien, um sie anzufüllen; daß aber gleich darauf der Wogenbruch am Strande so stark geworden sei, daß sie sich nicht getraut hätten, wieder nach dem Boote zurück zu schwimmen. Da er nun sich nicht habe entschließen können, die armen Leute, besonders da sie vom Kopfe bis zu den Füßen nackt gewesen seien, in einer so fürchterlichen Nacht zurückzulassen, so habe er so lange auf sie gewartet, bis die augenscheinlichste eigene Gefahr ihn endlich bewogen habe, nach dem Schiffe zurückzukehren.

Das Schicksal dieser armen Leute war jetzt ein neuer Gegenstand der Sorge und der Beängstigung für uns. Sie waren nackt, auf einer unbewohnten Insel, weit von der Wasserstelle weg, wo einige ihrer Gefährten wenigstens ein Gezelt zur Bedeckung hatten, und ohne alle Lebensmittel! Es war überdas Nacht, und

unter heftigem und anhaltenden Regen donnerte und blitzte es dermaßen, daß meine Europäischen Leser sich gewiß keine Vorstellung davon machen können. Aber Noth ist sinnreich. Die armen Nackten hatten das einzige ihnen noch übrige Mittel, sich vor einer gänzlichen Erstarrung zu sichern, angewandt, indem sie wechselsweise sich einander mit ihren Körpern deckten. Auf diese Weise hatten sie die fürchterlichste Nacht ihres Lebens glücklich überstanden; und sobald es Tag geworden war, hatten sie, bald durch Laufen, bald durch Schwimmen, denjenigen Platz erreicht, wo einige unserer Leute mit dem Gezelte zurückgeblieben waren.

Diese ihre Gefährten nahmen sie mit Erstaunen und Freude auf, und theilten augenblicklich ihre Lebensmittel und ihre Kleider mit ihnen. Sobald sie von da aus an Bord kamen, befahl ich, sie aufs beste zu erquicken, und ließ sie die ganze folgende Nacht hindurch in ihren Hangematten *) bleiben. Sie sahen hierauf wieder so gesund und munter aus, als ob ihnen nichts begegnet wäre. Dies waren übrigens drei von Denen, welche bei Madera von dem Schiffe ans Land geschwommen waren, um sich noch einmahl die Haut voll zu trinken.

Wir hielten uns fast unter beständigen Stürmen und Windstößen noch einige Tage an der Küste dieses Landes auf, und es glückte uns, wiewol mit unbeschreiblicher Mühe und Gefahr, fast alle unsere Wasserfässer nach und nach voll zu bekommen. Diejenigen

*) Auf den Schiffen schlafen die Bootsleute nicht in Bettstellen, sondern auf einem in der Luft schwebenden Stück Leinewand, welches mit seinen vier Zipfeln an Stricken hängt, und deswegen eine Hangematte genannt wird

unserer Leute, welche am Lande waren, versorgten uns auch einige Mahl mit einer Menge von gewissen Vögeln, die sie auf eine sonderbare Weise fingen. So oft sich nämlich des Nachts ein Sturm erhob, kamen diese Vögel scharenweise nach dem Feuer hingeflogen und stürzten sich blindlings in dasselbe hinein. Auf diese Weise hatte man deren in einer Nacht nicht weniger als 700 Stück bekommen.

Der letzte Tag unsers hiesigen Aufenthalts wäre beinahe der unglücklichste für uns geworden. Die Böte waren nämlich zum letzten Mahl ans Land gegangen, um das daselbst gefällte Holz nebst dem Gezelte abzuholen, als auf einmahl ein so heftiger Sturmwind erwachte, daß es unmöglich war, ihm zu widerstehn, und wir in die See getrieben wurden. Die Gewalt des Windes war so groß, daß er das Wasser häufig in die Höhe führte, und es weit über unsere Mastkörbe hin durch die Luft schleuderte. Die Nacht brach darüber ein, und von unsern Böten war noch nichts zu sehn; ein Umstand, der mich sehr bekümmert machte, weil, außer dem Lieutenant, 28 meiner besten Leute sich darin befanden. Endlich, da es schon finster zu werden begann, hatten wir die unverhoffte Freude, das eine derselben in der Dämmerung durch die hohen Wogen nach uns her arbeiten zu sehn. Wir bemüheten uns, es in einem günstigen Augenblicke an Bord zu nehmen; allein so sorgfältig wir auch dabei zu Werke gingen, so wurde es dennoch sehr beschädiget.

Dieses Boot hatte nur zehn von meinen Leuten an Bord, die sich dadurch noch gerettet hatten, daß sie die eingenommene Ladung von Holz über Bord warfen. Was aus dem andern Boote mit dem Offizier und den übrigen 18 Mann geworden war, das wußten sie nicht. Wir

zitterten für ihr Leben. Die Nacht war schon völlig eingebrochen, und es war daher mehr als wahrscheinlich, daß sie entweder schon zu Grunde gegangen wären, oder, wenn sie noch auf dem Meere umherschwankten, in der Finsterniß der Nacht zuverlässig untergehen würden.

Um indeß von meiner Seite nichts unversucht zu lassen, wodurch ein so schmerzlicher Verlust noch verhindert werden könnte, ließ ich die ganze Nacht hindurch gegen das Land hin arbeiten. Es wurde wieder Tag, und da wir um diese Zeit der Küste ziemlich nahe gekommen waren, so sahen wir uns mit sehnsuchtsvollen Blicken nach dem Boote um; aber ach! zu unserer unaussprechlichen Betrübniß war es leider! nirgends zu sehen. Wir ließen indeß nicht nach, sondern bemüheten uns, der Küste immer näher zu kommen. Endlich, da es schon Mittag war, hatten wir die unbeschreibliche Freude, es hart am Lande vor einem kleinen Anker liegen zu sehn; und durch Hülfe unserer Ferngläser bemerkten wir, daß die Mannschaft in dasselbe einstieg. Um drei Uhr kam es endlich glücklich bei uns an Bord; aber die Leute waren so entkräftet, daß sie kaum in das Schiff hinaufsteigen konnten.

Sie hatten während der Nacht versucht, das Schiff zu erreichen, aber kaum hatten sie sich von der Küste entfernt, als ein plötzlicher Windstoß das Boot mit Wasser anfüllte, und sie in die größte Gefahr setzte, unterzusinken. Mit genauer Noth waren sie dieser Gefahr entgangen, und hatten hierauf die Nacht in großer Noth und Angst zugebracht. Mit Anbruch des Tages hatten sie sich fleißig nach dem Schiffe umgesehn; aber da sie dasselbe nirgends entdecken konnten, so hatten sie vermuthet, daß es im Sturme zu Grunde gegangen wäre. So schrecklich indeß diese Vorstellung auch für sie war,

so hatten sie doch noch Gegenwart des Geistes genug behalten, um solche Maßregeln zu nehmen, welche ihrer Lage angemessen waren. Sie fingen nämlich an, das Erdreich am Strande hin von Gesträuch zu reinigen, und einige Bäume umzuhauen, um Walzen daraus zu machen, durch welche sie das Boot leichter ans Land zu ziehen hofften, um es in Sicherheit zu bringen. Dann war ihr Plan, den Sommer zu erwarten, und hienächst zu versuchen, ob sie die Insel Juan Fernandes erreichen könnten. Nunmehr aber, da sie sich wieder bei uns befanden, war ihnen besser zu Muthe, und über die Freude, einer so großen Gefahr glücklich entkommen zu sein, vergaßen sie eine Zeit lang, daß wir deren wol noch mehre vor uns haben könnten.

Ich eilte nunmehr, diese stürmische Gegend zu verlassen, und schätzte mich sehr glücklich, daß ich hier weiter nichts, als das Brennholz eingebüßt hatte.

Die Insel Masafuero ist bergig und hoch. Sie hat eine dreieckige Gestalt und ungefähr sieben bis acht Seemeilen im Umkreise. Es kostet unglaubliche Mühe, bei ihr zu landen, weil überall sehr viele Steine und große Felsenklumpen von den Bergen herabgestürzt sind, an welchen die Wellen sich mit großem Ungestüm zu brechen pflegen. Man kann deßwegen hier nicht anders ans Land kommen, als daß man das Boot außerhalb der Brandung vor Anker legt, und alsdann hindurch schwimmt. Holz und Wasserfässer, welche man einnehmen will, muß man vom Lande bis ans Boot mit Seilen ziehn.

Die Insel ist mit wilden Ziegen bevölkert. Die See ist rings um die Insel ungemein fischreich, so, daß man mit einigen Angeln in kurzer Zeit Fische genug fangen kann, um die ganze Schiffsmannschaft damit zu

speisen. Wir schossen hier auch einen Wasservogel, der seines großen, schönen Ansehns und seiner Nahrung wegen der Königsfischer genannt worden ist. Er wog nicht weniger, als 87 Pfund, und war fünf und einen halben Fuß lang. Die Haifische waren hier so gefräßig, daß, da einsmahls das Senkblei ausgeworfen wurde, einer derselben es verschluckte, und es nicht eher wieder von sich gab, als bis wir ihn damit aus dem Wasser zogen. Es gibt hier auch eine entsetzliche Menge von Seekälbern, und man könnte einige Tausende derselben tödten, ohne daß der Abgang merklich wäre. Wir mußten eine Menge von ihnen umbringen, um nur Ruhe vor ihnen zu haben; denn so oft wir am Strande gingen, liefen sie beständig mit einem gräulichen Getöse auf uns zu. Diese Thiere geben vortrefflichen Thran; ihre Herzen und Geschlinge sind sehr gut zu essen, und schmecken fast eben so, als diese Theile von einem Schweine. Ihre Haut ist mit dem feinsten Haar bedeckt.

3.

Fahrt von Masafuero nach den Scharlotteninseln, und von da nach Neu-Britannien.

Wir steuerten bei unserer Abfahrt von Masafuero anfangs etwas nördlich, dann westlich. Es war nunmehr in dieser Weltgegend um die Mitte des Winters, und wir hatten heftige Winde und hohe Wogen. Das Wetter war damahls fast immer trübe, neblicht und kalt. Donnerwetter, Schnee und Regen wechselten mit einander ab. Die Nächte waren, des trüben Wetters wegen, fürchterlich finster; ein Umstand, der nicht bloß unangenehm, sondern auch sehr gefährlich war, weil er uns hinderte, Sternbeobachtungen anzustellen, um die

jedesmahlige Gegend unsers Aufenthalts zu bestimmen. Deßungeachtet mußten wir Tag und Nacht so viel Segel führen, als wir nur aufspannen konnten, wenn wir bei unserm knappen Vorrathe von Lebensmitteln nicht Gefahr laufen wollten, in Hungersnoth zu gerathen.

Wir segelten auf diese Weise bis in die sechste Woche, bevor wir wieder Land erblickten. Das erste, welches uns zu Gesichte kam, war eine kleine Insel, bei der wir aber, ihrer hohen Brandung wegen, nicht landen konnten.

Um diese Zeit fing unser Schiff, welches immer baufälliger wurde, an, eine Menge Wasser einzulassen. Unsere Segel waren gleichfalls schon so abgenutzt, daß sie alle Augenblicke rissen, und daß der Segelmacher mit der Ausbesserung gar nicht mehr fertig werden konnte, sondern unaufhörlich zu thun hatte. Das Volk war bis jetzt gesund geblieben; nunmehr aber fing es an, am Scharbock zu erkranken. Unsere Drangsale nahmen daher mit jedem Tage zu.

Wir entdeckten nach und nach einige unbeträchtliche Inseln; aber bei keiner derselben wollte es uns gelingen, einen Ankerplatz zu finden. Der Scharbock nahm unterdeß immer mehr und mehr überhand, und selbst diejenigen von unsern Leuten, welche noch nicht krank waren, fühlten sich so matt und kraftlos, daß sie kaum mehr Dienste thun konnten. Das Schiff segelte nicht bloß elend und langsam, sondern es war auch durch die häufigen Stürme so erbärmlich zugerichtet, daß es sich fast gar nicht mehr wollte lenken lassen.

Am zehnten August, ungefähr zwei und einen halben Monat nach unserer Abreise von Masafuero, wurde unser Zustand noch drohender und betrübter; das Schiff bekam nämlich einen neuen starken Leck, und zwar an

einer Stelle unter Wasser, wo wir demselben auf offe-ner See unmöglich beikommen konnten. Unsere armen, abgematteten Leute mußten also wechselsweise unaufhörlich pumpen.

So sah es mit uns aus, als wir bei Anbruch des Tages Land entdeckten. Die plötzliche Entzückung, in welche dieser Anblick uns versetzte, kann nur der Missethäter schätzen, dem in dem Augenblicke, da er den letzten Streich erwartet, „Gnade" zugerufen wird.

Das Land bestand in mehren zusammenliegenden Inseln, welchen ich in der Folge den Namen der Königinn Charlotteninseln gab, und die man auf der, diesem Werke beigefügten Karte, unter dem 11ten und 12ten Grade der südlichen Breite, und in der westlichen Länge von 195 Graden finden wird.

Wir kamen bald bei einer derselben vor Anker. Da aber die Küste in dieser Gegend dicht verwachsen war, und keine eßbare Kräuter oder Früchte zu versprechen schien, so schickte ich den Schiffer nebst 15 Mann, sämmtlich wohlbewaffnet, in einem Boote aus, um einen bequemen Ankerplatz zu suchen. Ich gab ihm einige Glaskorallen, Bänder und ähnliche Kleinigkeiten, die sich von ungefähr an Bord befanden, auf den Fall mit, daß er etwa mit den Eingebornen zusammentreffen sollte; wobei ich ihm auf das nachdrücklichste befahl, jeden Anlaß zu Feindseligkeiten, so wie jede Gefahr, auf das sorgfältigste zu vermeiden, nie mehr, als zwei Leute, auf einmahl ans Land gehen zu lassen, und mit den übrigen immer bereit zu sein, diesen vom Boote aus den nöthigen Beistand zu leisten. Ihm selbst gebot ich, auf jeden Fall das Boot nie zu verlassen, es möchte sein, aus welcher Ursache es immer wolle. Endlich empfahl ich ihm auf das dringendste, daß er bloß auf seinen Dienst bedacht

sein und sich um nichts Anderes bekümmern solle; und ich beschwor ihn, daß er, sobald er sich seines Auftrages entledigt haben werde, mit der größten Eilfertigkeit an das Schiff zurückkehren möge.

Durch diese Verhaltungsbefehle glaubte ich allem Unheile, welches etwa entstehen könne, hinlänglich vorgebaut zu haben; aber darin hatte ich mich geirrt. Denn als das Boot nach einigen Stunden zurückkam, so zeigte es sich gleich beim ersten Anblicke, auf eine für mich sehr traurige Weise, daß man meine Befehle schlecht beobachtet hatte; denn das Erste, welches mir in die Augen fiel, war der Schiffer selbst, dem drei lange Pfeile im Leibe steckten. Es bedurfte keiner andern Anklage gegen ihn.

Drei seiner Gefährten waren leider! gleichfalls auf eben die Weise, und zwar tödtlich verwundet. Er selbst suchte sich zwar zu rechtfertigen, und die größte Schuld auf die Eingebornen zu schieben, aber von der übrigen Mannschaft erhielt ich folgenden Bericht, welcher seine Verschuldung außer Zweifel setzte. Man war gelandet, und hatte sich einigen in der Nähe befindlichen Wohnungen genähert. Die Indier begegneten ihnen mit Zutrauen und Freundschaft, bis ihnen von Seiten des Schiffers eine gerechte Ursache zur Unzufriedenheit gegeben wurde. Er befahl nämlich, einen Kokusbaum umzuhauen, ungeachtet sie ihr Mißvergnügen darüber zu erkennen gaben. Sobald der Baum niederfiel, liefen die Indier, bis auf Einen, der eine Person von Wichtigkeit zu sein schien, Alle davon. Bald darauf bemerkte ein Unteroffizier, der gleichfalls mit ans Land gegangen war, daß eine große Anzahl der Eingebornen sich zwischen den Bäumen versammelte; er machte den Schiffer aufmerksam darauf, und äußerte die Besorgniß, daß diese

Menge vielleicht etwas Feindseliges im Sinne haben dürfte. Allein der unvorsichtige und bethörte Mann schlug diese Warnung in den Wind, und anstatt, daß er sogleich nach dem Boote hätte zurückkehren sollen, schoß er noch mit einer seiner Pistolen nach einem gewissen Ziele hin; worauf denn auch derjenige Indier, welcher bis dahin bei ihnen geblieben war, sich augenblicklich zu den übrigen verfügte.

Deß allem ungeachtet fuhr der Schiffer in einer fast unbegreiflichen Verblendung fort, seine Zeit am Lande zu vertändeln, und es fiel ihm nicht eher ein, nach dem Boote zurückzukehren, bis die Indier, 3 bis 400 an der Zahl, von allen Seiten angreifend hervorsprangen. Ihre Waffen bestanden in Bogen und Pfeilen, wovon jene über sechs, diese über vier Fuß lang waren. Sie schossen damit truppweise und beinahe eben so regelmäßig, als wohlgeübte Soldaten in Europa zu feuern pflegen. Jetzt galt es, sich zu wehren, so gut man konnte. Das Feuer unserer Leute, die sich nach dem Boote zurückzogen, tödtete ihrer Viele; aber jene ließen sich dadurch nicht abschrecken, sondern fuhren fort, den Unsrigen tapfer zuzusetzen. Zum Unglück fand man, da man das Boot erreichte, den Anker in das Tau verwickelt; dis hielt abermahls auf, und bei dieser Gelegenheit wurden die Meisten von der Gesellschaft, und zwar einige tödtlich verwundet. Man hieb endlich den Strick ab, und eilte, so geschwind man konnte, davon; aber auch das machte dem Kampfe noch kein Ende. Die Indier sprangen bis an den Hals in die See und schickten ihnen einen Regen von Pfeilen nach, ungeachtet man unabläßig mit großen Musketen unter sie feuerte, in welche der Schiffer jedesmahl acht bis zehn Pistolenkugeln einladen ließ. Viele verfolgten die Unsrigen in Kähnen,

bis diese endlich einen derselben in Grund bohrten, und die Andern so heftig feuerten, daß viele von den darin befindlichen Indiern todtgeschossen wurden; worauf sie denn endlich Alle nach dem Lande zurückkehrten.

Der Schiffer und drei meiner besten Bootsleute starben nachher an ihren Wunden; ein Verlust, den die ganze traurige Lage, worin wir uns befanden, doppelt schmerzhaft machte.

Durch diesen unglücklichen Versuch, einen bessern Ort für das Schiff zu finden, abgeschreckt, beschloß ich, eine Probe zu machen, was an dem Orte, wo wir vor Anker lagen, ausgerichtet werden konnte. Ich ließ zuvörderst das Schiff auf die Seite legen, um es, so gut es gehen wollte, zu kalfatern, und am folgenden Tage schickte ich eins der Böte wohlbemannt und bewaffnet ans Land, um, dem Schiffe gegenüber, aus einem daselbst befindlichen Bache Wasser zu schöpfen. Es stand zu erwarten, daß die Eingebornen, die wir die Nacht zuvor zwischen den Bäumen wahrgenommen hatten, auch heute nicht weit sein würden, und ich ließ daher, um sie fortzuscheuchen, erst einigemahl vom Schiffe aus in den Wald feuern. Hierauf ließ ich den Lieutenant mit einer Anzahl bewaffneter Leute in das andere Boot steigen, um die Wasserholer zu decken. Diesem befahl ich, daß er mit seiner Mannschaft nicht aus dem Boote gehn, sondern sich hart an die Küste legen solle, um jene zu beschützen; und dieser Befehl wurde genau vollzogen.

Das Gestade war so steil, daß die Böte ganz nahe bei dem Orte, wo das Wasser geschöpft wurde, liegen konnten; aber noch ehe Jemand ans Land stieg, ließ der Offizier die ganze Mannschaft drei- oder viermahl in den Wald feuern. Dann erst landeten die aus dem ersten Boote, und gingen an ihre Arbeit.

Aber kaum waren diese eine Viertelstunde am Lande gewesen, als plötzlich, und noch ehe sie das geringste gemerkt hatten, ein Hagel von Pfeilen aus dem Gebüsch auf sie abgedrückt wurde. Einer von ihnen wurde dadurch gefährlich in die Brust verwundet. Augenblicklich ließ der Lieutenant verschiedene Salven nach derjenigen Gegend des Waldes feuern, aus welcher die Pfeile kamen; ich aber ließ vom Schiffe aus die Kanonen, die mit Trauben*) geladen waren, nach der nämlichen Gegend richten und mehrmahls abbrennen. Wir sahen hierauf ungefähr 200 Mann in der größten Eile aus dem Walde hinaus längs dem Strande hinrennen. Eine große Anzahl derselben versammelte sich bald nachher von neuen auf der westlichen Spitze der Bai, wo sie vermuthlich sicher zu sein glaubten. Um sie nun vom Gegentheile zu überzeugen, ließ ich eine große Kugel dahin abfeuern. Diese strich hart am Wasser hin, erhob sich alsdann, und fiel mitten unter sie. Hiedurch erschreckt, rannten sie in größter Eile und Bestürzung auseinander, und wurden nachher nicht wieder gesehn.

Ungeachtet ich schon lange an einem hitzigen Gallenfieber krank gewesen war, so hatte ich doch bisher mich noch immer auf dem Verdecke aufgehalten. Jetzt aber nahm meine Krankheit überhand, und ich mußte mich bequemen, das Bett zu hüten. Der Lieutenant wurde gleichfalls gefährlich krank, und 30 andere meiner Leute nebst dem Konstabel lagen auch danieder. In so traurigen Umständen mußten wir diese Insel verlassen, ohne irgend eine andere Erfrischung, als einige Tonnen Wasser, von

---

*) Traubenschüsse sind zusammengestrickte Kugeln in einem Sacke von Segeltuch, in Gestalt einer Traube.

ihr erhalten zu haben. Man denke sich unsere ganze Lage, und man wird sie schauderhaft finden. Der Lieutenant und ich waren jetzt, nach dem Tode des Schiffers, die einzigen Personen an Bord, die so viel Kenntniß von der Schiffahrt hatten, daß sie sich getrauen durften, das Schiff nach Europa zurückzuführen; und wir waren Beide gefährlich krank! Was sollte, wenn wir mit Tode abgingen, aus den Uebrigen werden? So viele niederschlagende Widerwärtigkeiten, welche unsern Muth nun schon lange auf die grausamste Probe stellten, brachten unsere Leute endlich beinahe zur Verzweifelung. Allein was war zu thun? Geduld, Hoffnung und Muth waren die einzigen Mittel zu unserer Erhaltung, die uns noch übrig gelassen waren; wir bemüheten uns, dieselben anzuwenden, und segelten weiter.

Indem wir längs der Küste hinfuhren, kamen wir derjenigen Stelle gegenüber, wo die Indier den Schiffer angegriffen hatten, und ich nannte den daselbst befindlichen Busen die Blutbai. Wir sahen allda viele regelmäßig gebauete Wohnungen der Eingebornen. Hart am Gestade stand ein Gebäude, welches viel länger und zugleich schöner gebaut war, als die übrigen alle. Wir hielten es für ein öffentliches Versammlungshaus. Dis war eben das Haus, worin die Indier unsere Leute aufgenommen hatten. Sowohl die Wände, als auch der Fußboden desselben, waren mit einer Art feiner Matten bedeckt gewesen, und es hatte in demselben eine große Menge von Pfeilen, in Bündel zusammengebunden, umhergehangen.

In ebendieser Gegend sah man auch viele Gärten, die mit steinernen Mauern umgeben und mit Kokos- und andern Fruchtbäumen besetzt waren. Ungefähr fünf Seemeilen westwärts von diesem Dorfe lag eine ziem-

lich weitläufige Stadt, welche gegen die Küste hin mit einer steinernen Brustwehr versehen war, die meist vier Fuß hoch zu sein schien, und nicht in gerader Linie gebaut war, sondern aus lauter Winkeln bestand, und daher eine Aehnlichkeit mit unsern Europäischen Festungswerken hatte.

An einer andern Stelle sahen wir eine zweite, gleichfalls weitläufige Stadt, welche von Einwohnern zu wimmeln schien. Als das Schiff bei derselben vorbeisegelte, kam eine unglaubliche Menge derselben an den Strand gelaufen. Sie hielten etwas in den Händen, welches einem Büschel grünen Grases ähnlich sah; mit diesem schienen sie einander zu streicheln, wobei sie tanzend im Kreise herumrannten. Vermuthlich war dis ein Kriegestanz, wodurch sie uns zum Kampf herausfoderten.

Die Bevölkerung dieser Insel muß erstaunlich groß sein; denn ein wenig weiter hin erblickten wir abermahls eine ansehnliche Stadt, welche gleichfalls mit einer Brustwehr umgeben war. Auch hier rannten die Eingebornen gegen den Strand herab, und tanzten auf die eben beschriebene Weise. Es währte nicht lange, so stießen sie einige ihrer Kähne in See und ruderten gegen uns heran. Wir legten augenblicklich bei, in der Hoffnung, daß es zu einer freundschaftlichen Unterhandlung mit ihnen kommen dürfte. Aber die Hoffnung schlug fehl; denn in einer gewissen Entfernung hielten sie still, staunten uns mit großen Augen an, und waren nicht zu bewegen, näher zu kommen. Wir segelten also weiter.

Die letzte Gegend der Insel, welche wir im Vorbeifahren zu beobachten Gelegenheit hatten, schien unter allen am meisten bevölkert zu sein. Die ganze Küste machte hier gleichsam nur Eine große Stadt aus. Da wir in dieser Gegend ein Boot zum Sonden ausgeschickt

hatten, so stießen viele bewaffnete Indier in Kähnen ab, um dasselbe anzugreifen, und drückten, sobald sie sich bis auf einen Bogenschuß genähert hatten, ihre Pfeile darauf ab. Man erwiederte diesen Angriff vom Boote aus mit einer Salve aus dem kleinen Gewehr; einer der Indier wurde dadurch getödtet, und ein anderer verwundet. Zu gleicher Zeit wurde vom Schiffe aus ein Traubenschuß aus einer Kanone dahin gethan, und dieser brachte sie augenblicklich zum Weichen. Derjenige Kahn, welcher den ersten Angriff gemacht hatte, fiel mit den darin befindlichen Verwundeten den Unsrigen in die Hände, und sie brachten ihn ans Schiff.

Ich ließ den verwundeten Indier an Bord nehmen und seine Wunden durch den Schiffsarzt besichtigen. Dieser fand, daß er einen Schuß in den Kopf bekommen, und daß der andere ihm den Arm zerschmettert hatte. Er erklärte die erste Wunde für tödtlich. Ich ließ hierauf den Unglücklichen wieder in seinen Kahn setzen, worauf er, so elend er auch war, wieder nach dem Lande zurückruderte.

Dieser Indier war ein junger Mann von schöner Gesichtsbildung, der übrigens einem Afrikanischen Schwarzen glich. Sein Haar war nämlich wollicht, seine Haut schwarz; aber an seinem Kinne keimte ein wenig Barthaar hervor. Er war dabei von gewöhnlicher Leibesgröße, und ging, wie seine Landsleute alle, so viel wir deren gesehn hatten, durchaus nackt. Uebrigens sind diese Leute ungemein hurtig, stark und geschäftig; und es schien, als wenn sie eben so gut im Wasser, als auf dem Lande leben könnten. Denn sie sprangen alle Augenblicke, bald aus den Kähnen in die See, bald aus dieser wieder in die Kähne. In dem eroberten Kahne fanden wir zwei Bogen und einige Bündel Pfeile. Mit

diesen wissen sie in einer unglaublichen Entfernung zu treffen, und die Gewalt, womit die Pfeile abgeschnellt werden, kann man daraus abnehmen, daß einer derselben durch ein Brett flog, und deßungeachtet noch Kraft genug hatte, einen Unteroffizier gefährlich in den Schenkel zu verwunden. Diese Pfeile waren mit Feuersteinen zugespitzt.

Wir verließen nunmehr dieses für uns so unglückliche Land, welches einen gar großen Reichthum an Schweinen, Federvieh und Früchten zu haben schien, mit Empfindungen, die sich nicht beschreiben lassen.

Das widrige Schicksal, welches uns bisher verfolgt hatte, begleitete uns noch immer. Einer unserer Leute, und zwar gerade einer von den Wenigen, die noch gesund und stark genug waren, ihren Dienst zu verrichten, hatte das Unglück, vom Schiffe hinab in die See zu fallen. Man warf ihm zwar augenblicklich den von den Wilden erbeuteten Kahn nach, legte bei, und setzte, um ihn zu retten, so geschwind als möglich eins der Böte aus, aber umsonst! Der arme Kerl ging plötzlich zu Grunde, und wurde nicht wieder gesehn. Vielleicht, daß ein Haifisch ihn verschlungen hatte.

Wir entdeckten verschiedene Inseln hinter einander; allein wir waren nicht so glücklich, bei einer einzigen derselben vor Anker gehn, oder irgend eine Erquickung davon erlangen zu können. Endlich erreichten wir Neu-Britannien, ein Land, welches ich auf der beigelegten Karte nachzusehen bitte, und kamen daselbst den 28sten August vor Anker.

4.

Aufenthalt bei Neu-Britannien. Entdeckung einer Straße, welche dieses Land in zwei Inseln theilt. Fahrt von da bis nach Mindanao.

Die ausgesandten Böte kehrten zu unserer großen Freude mit 150 Kokosnüssen und mit der Nachricht zurück, daß sie einen für unsere Absichten bequemeren Hafen gefunden hätten. Um nun dahin zu segeln, wollten wir den ausgeworfenen Anker wieder einnehmen; aber die vereinigten Kräfte des gesammten Schiffsvolks reichten dazu nicht mehr hin. Mit Bekümmerniß über diesen auffallenden Beweis unserer Schwäche, nahmen wir unsere Zuflucht zu einem mechanischen Hülfsmittel; allein ungeachtet ein Jeder, der sich nur noch rühren konnte, mit Hand anlegte und aus allen Kräften arbeitete, so konnten wir doch den Anker nicht aus der Stelle bringen. Das Kabeltau*) zu kappen wäre das letzte Mittel gewesen; aber Anker und Tau waren ein zu unersetzlicher Verlust für uns. Ich konnte mich daher unmöglich dazu entschließen. Wir hörten also, obgleich sehr ungern, für dismahl auf zu arbeiten, um erst neue Kräfte zu sammeln. Am folgenden Morgen erreichten wir endlich unsere Absicht; aber da der Anker zum Vorschein kam, fand es sich, daß der eine Zahn desselben abgebrochen, und er also nicht weiter zu gebrauchen war.

Sobald wir den neuen Ankerplatz erreicht hatten, fingen wir sogleich an, Holz und Wasser einzunehmen. Es gab hier Schildkröten, und die See wimmelte von

---

*) Dickes Ankerseil.

Fischen; aber wir hatten den Verdruß, keine davon fangen zu können. Ob die Schuld an unserer Ungeschicklichkeit, oder vielmehr daran lag, daß das Wasser hier außerordentlich klar und der Grund felsig war, lasse ich unentschieden. Es ging uns daher, wie dem Tantalus in der Fabel; wir sahen die Gegenstände, nach welchen wir schmachteten, beständig vor Augen, aber wir konnten sie nicht erreichen.

Auf dem Lande wurde mehr ausgerichtet. Man holte von daher Kokosnüsse und den Gipfel dieser Baumart, welcher Kokoskohl genannt wird. Dieser Kohl ist ein weißes, krauses und saftiges Wesen, welches roh genossen, fast wie Kastanien schmeckt, wenn es aber gekocht wird, einen noch viel lieblichern Geschmack erhält. Wir schnitten es klein, vermischten es mit der Brühe, die wir aus tragbarer Suppe machten, und verdickten solche alsdann mit etwas Habermehl. Dis gab ein eben so wohlschmeckendes, als nahrhaftes Gericht. So oft wir indeß dergleichen Kohl zu haben wünschten, sahen wir uns genöthiget, den Baum, worauf er war, umzuhauen. Dis that uns unendlich leid; allein die Noth hat kein Gesetz, und die unsrige war in der That sehr hoch gestiegen.

Der Genuß dieses Krauts, und besonders der in der Kokosnuß befindlichen Milch, that unsern Kranken unbeschreiblich wohl. Sie gelangten dadurch bald wieder zu Gesundheit und Kräften. Eben so sehr kam uns auch die gesunde und wohlschmeckende Frucht eines andern Baums zu Statten, der eine Art von Pflaumen trug. Schade, daß es deren nur sehr wenige gab.

Das Land ist hoch und bergig, und mit mancherlei Arten von Bäumen bedeckt. Unter diesen fanden wir

auch den Muskatenbaum, and zwar in großer Menge. Dagegen waren ganz und gar keine Kräuter zu finden, die genießbar gewesen wären. In den Wäldern gibt es eine Menge von Tauben, Dohlen, Papageien, einen großen schwarzgefiederten Vogel, dessen Geschrei dem Bellen eines Hundes gleicht, und noch viele andere Arten, die ich weder nennen noch beschreiben kann. Von vierfüßigen Thieren sah man nur zwei, die unsere Leute für Hunde hielten. Sie sagten, daß diese Thiere ungemein scheu gewesen, und in dem Augenblicke, da man sie wahrgenommen habe, davongelaufen seien. Wir sahen auch allerhand giftiges Geziefer und Schlangen; aber keine Menschen. Zwar stießen wir auf einige verlassene Hütten, woneben Schalen von Muschelfischen lagen, aber die Bewohner derselben bekamen wir nicht zu sehn. Wenn man indeß von der elenden Beschaffenheit ihrer Wohnungen auf sie selbst schließen darf, so müssen sie zu der niedrigsten und armseligsten Klasse von Wilden gehören, denn es waren die erbärmlichsten Hütten, die wir je gesehen hatten.

Ich ließ unser Schiff jetzt auf die Seite legen, um dem Lecke beizukommen, und der Zimmermann verstopfte denselben so gut er konnte. Der ganze Schiffsboden war sehr übel zugerichtet, und von Würmern ganz zerfressen. Man kalfaterte denselben, so weit man ihm beikommen konnte.

Gern wäre ich hier so lange geblieben, bis meine Leute durch Ruhe und Erfrischung wieder gänzlich wären hergestellt gewesen; allein je länger ich mich hier aufgehalten hätte, desto mißlicher und gefährlicher würde es mit unserer Rückreise ausgesehen haben. Unser Aller Leben hing leider! davon ab, ob wir in der Zeit,

daß der Passatwind*) noch von Osten herwehete, nach Batavia kommen würden, oder nicht. Ich mußte daher eilen, so sehr ich immer konnte, mir diesen Wind zu Nutze zu machen. Nachdem ich also im Namen Sr. Großbritannischen Majestät von diesem Lande Besitz genommen hatte, so lichtete ich den 9ten des Herbstmonats die Anker, um unsere mühselige Reise fortzusetzen.

Ich machte bei unserer Abreise die Entdeckung, daß Neubritannien durch einen Kanal in zwei Inseln getheilt wird, deren eine gegen Norden, die andere gegen Süden liegt. Wir schifften durch diesen Kanal hin, und ich nannte die nördliche Insel, zur Unterscheidung von der südlichen, Neu-Irland (Nova Hibernia).

Des Nachts hörten wir ein unaufhörliches Getöse am Lande, welches dem Lärm vieler Trommeln glich, und am andern Morgen sahen wir von der Küste von Neu-Irland ungefähr zehn Kähne abstoßen und nach uns herrudern. Sie hatten etwa 150 Mann an Bord, und kamen uns so nahe, daß wir einige Kleinigkeiten mit einander tauschen konnten; aber zu uns in das Schiff wollte Keiner von ihnen kommen.

Ihre Kähne waren sehr lang und schmal, und dabei ziemlich zierlich gebaut. Einer konnte nicht weniger als 90 Fuß lang sein, denn er war nicht viel kürzer, als unser Schiff; deßungeachtet schien er nur aus einem Baume gemacht zu sein. Diese Leute sind, gleich den Afrikanern, schwarz, ihr Haar ist auch eben so wollicht, aber die platte Nase und die dicken Lippen haben sie

---

*) In gewissen Gegenden wehet zu gewissen Jahrszeiten der Wind allemahl aus einer und ebenderselben Himmelsgegend, und solche regelmäßige Winde nennt man Passatwinde.

nicht. Sie gingen übrigens durchaus nackt, nur daß sie einige aus Muscheln verfertigte Zierrathen um die Arme und um die Beine trugen.

Eins fanden wir an ihrem Putze sehr merkwürdig, dieses nämlich, daß sie nicht bloß ihr schwarzes wollichtes Haar, sondern auch zugleich den Bart weiß gepudert hatten. Außerdem hatten sie den Kopf mit einer Feder, die den Schwanzfedern eines Hühnerhahns glich, geziert, indem sie dieselbe gerade über dem einen Ohre befestigt hatten. Ihre Waffen schienen bloß in langen Spießen zu bestehn. Nachdem sie sich eine Zeit lang bei uns aufgehalten hatten, erhob sich ein Wind, worauf sie nach dem Lande zurückkehrten.

Nachdem wir die Meerenge, welche ich den Georgenkanal nannte, zurückgelegt hatten, stießen wir nach und nach auf verschiedene Inseln, deren Bewohner außerordentlich streitsüchtig sein müssen, weil sie, ohne die mindeste Veranlassung, Händel mit uns suchten, ob wir gleich in einer beträchtlichen Entfernung bei ihnen ruhig vorbeisegelten. Etliche hundert von ihnen kamen in Kähnen herbeigerudert, und weil sie uns allerhand Zeichen machten, so ahmten wir dieselben sorgfältig nach, um ihnen zu verstehen zu geben, daß wir eben so gegen sie gesinnt seien, wie sie gegen uns. Sie ruderten hierauf dem Schiffe näher, und ich schmeichelte mir schon, daß sie an Bord kommen würden. Aber sobald sie uns nahe genug gekommen waren, warfen sie ihre Wurfspieße mit großer Gewalt gerade nach dem Orte auf dem Verdecke hin, wo wir am dicksten standen.

Um des Menschenbluts nicht mehr zu vergießen, als zu unserer Vertheidigung nöthig war, ließ ich nur aus kleinem Gewehr unter sie feuern; und als sie sahen, daß Einige von ihnen dadurch getödtet oder verwundet wur-

den, so zogen sie sich zurück. Ich ließ hierauf, um ihnen noch mehr Ehrfurcht einzuflößen und sie von einem zweiten Angriffe abzuschrecken, eine sechspfündige Kugel dergestalt über sie hinschießen, daß sie über ihre Kähne fliegen und jenseits derselben ins Wasser schlagen mußte. Dies hatte die gehoffte Wirkung.

Es dauerte indeß nicht lange, so kam eine andere Anzahl von Kähnen aus einer noch entlegenern Gegend sehr schnell gegen uns herangerudert. Da sie in einer kleinen Entfernung von unserm Schiffe Halt machten, so gaben wir uns alle ersinnliche Mühe, ihnen freundschaftliche Gesinnungen einzuflößen, indem wir ihnen allerlei zeigten, was, unserer Meinung nach, ihnen angenehm sein konnte, dabei die Arme gegen sie ausbreiteten, und sie einluden, bei uns an Bord zu kommen. Aber alle unsere Bemühungen waren umsonst! Denn sobald sie sich dem Schiffe bis auf einen Steinwurf genähert hatten, ließen sie einen Hagel von Wurfspießen auf uns regnen, welche jedoch glücklicher Weise keinen Schaden anrichteten. Wir feuerten hierauf mit Musketen unter sie, wodurch wir Einen von ihnen tödteten. Die Uebrigen, welche mit Diesem in einem Kahne waren, sprangen hierauf vor Bestürzung ins Wasser, und schwammen nach den Andern hin. Alle ruderten sodann mit größter Eilfertigkeit wieder dahin zurück, wo sie hergekommen waren; wir aber bemächtigten uns des zurückgelassenen Kahns.

Dieser war über 50 Fuß lang, ungeachtet er einer der kleinsten unter denen war, die wir gesehn hatten. Er bestand aus einem einzigen ausgehöhlten Baume. In demselben fanden wir sechs schöne Fische und eine Schild-

kröte, einige Yamwurzeln*), eine Kokosnuß und einen Beutel voll von einer Art von Pflaumen, welche süßlich von Geschmack, aber nicht groß, und sehr mehlig waren. Noch fanden wir in demselben zwei irdene Töpfe, worin sie, an einem in dem Kahne gemachten Feuer, ihre Speisen gesotten hatten. Dieser Umstand schien uns sehr merkwürdig, weil die Wilden sonst gar keinen Begriff vom Kochen zu haben pflegen. Als wir unsere Neugierde mit Besichtigung des Kahns hinlänglich befriedigt hatten, hieben wir ihn zu Brennholz in Stücken.

Diese Indier waren übrigens von der Art, als die auf Neu-Irland. Auch waren sie, gleich Jenen, gepudert, und sie hatten sich überdies das Gesicht mit weißen Streifen bemahlt; so viel ich aber sehen konnte, hatten sie keine Bärte. Ihre Lanzen waren mit Feuersteinen zugespitzt.

Indem wir hierauf unsern Lauf fortsetzten, stießen wir auf eine Anzahl zusammenliegender Inseln, deren wir zwischen 20 und 30 zählten. Sie sind von beträchtlicher Größe, besonders eine darunter, die für sich allein ein Königreich ausmachen könnte; denn die südliche Seite derselben, an der wir hinsegelten, fanden wir 18 Seemeilen lang. Wie weit sie sich gegen Norden erstreckt, kann ich nicht bestimmen. Ich nannte diese Inseln alle mit einander die Admiralitäts-Inseln.

Sie gewährten einen sehr reizenden Anblick, und ich würde sie nur gar zu gern näher in Augenschein genommen haben, wenn die elende Beschaffenheit des Schiffs

---

*) Ein Indisches Wurzelgewächs, welches geröstet die Stelle des Brotes vertritt.

und der gräuliche Mangel an allen denjenigen Dingen, womit man sich die Freundschaft der Indier erwerben kann, mich nicht daran gehindert hätten. Das Land ist mit dem schönsten Grün bekleidet, die Wälder sind hoch und groß; zwischendurch sah man Stellen, wo das Holz ausgereutet und das Erdreich angebaut war. Die Zahl der Eingebornen scheint sehr groß zu sein, und ihre Wohnungen liegen in anmuthigen Wäldern von Kokosbäumen.

Es ist mir sehr wahrscheinlich, daß diese Inseln schätzbare Handlungswaaren, besonders Gewürze, hervorbringen. Denn sie liegen in eben der Breite und unter eben dem Himmelsstriche, worin die Molukkischen Inseln liegen; und da ich den Muskatennußbaum schon auf der Küste von Neu-Irland fand, so vermuthe ich, daß er hier noch viel besser gedeihen müsse.

Ich übergehe einige unbeträchtliche Entdeckungen, und will nur einer davon erwähnen, bei der wir zum ersten Mahl das Glück hatten, von den Eingebornen auf einen freundschaftlichen Fuß besucht zu werden. Es war nämlich am 25sten des Herbstmonats, als wir kurz vor Abend drei kleine und niedrige Inseln bemerkten. Es währte nicht lange, so ruderten verschiedene Kähne, mit Indiern stark bemannt, gegen uns heran. Sie machten Zeichen, daß sie nichts Böses im Sinne hätten, und kamen hierauf alsobald, ohne Furcht und Mißtrauen, bei uns an Bord.

Alles, was sie bei sich hatten, bestand in einigen Kokosnüssen, die sie uns gegen ein Stückchen von einem alten eisernen Reifen mit tausend Freuden überließen. Man konnte wol sehen, daß ihnen dieses Metall nicht unbekannt war; sie nannten es Parram, und gaben durch Zeichen zu verstehn, daß ein Schiff, wie das un-

frige, je zuweilen zu ihnen komme, um Erfrischungen einzunehmen.

Ich schenkte Einem von ihnen drei Stückchen eines alten eisernen Reifs, deren jedes ungefähr vier Zoll lang war; darüber gerieth er in eine Entzückung, die ihn fast närrisch machte. Ich konnte mich nicht enthalten, an dieser Freude Theil zu nehmen; und es war ein wahres Vergnügen, zu sehn, wie sonderbar seine Gesichtszüge sich dabei veränderten, und durch was für seltsame Geberden er seine Wonne auszudrucken suchte. Ich bin überzeugt, daß diese Leute uns für Eisen, wenn wir damit versehen gewesen wären, Alles gegeben haben würden, was ihre Insel hervorbringt; so außerordentlich hoch schienen sie ein Metall zu schätzen, welches allerdings an Nutzbarkeit jedes andere übertrifft.

Diese Leute waren von der unter jenem Himmelsstriche gewöhnlichen Kupferfarbe. Sie hatten dabei schönes langes Haar, aber nur wenig von einem Barte, vermuthlich deßwegen, weil sie, wie wir bemerkten, das Haar von dem Kinne von Zeit zu Zeit mit sammt der Wurzel ausrissen. Ihre Gesichtszüge sind angenehm, ihre Zähne ungemein weiß und eben. An Hurtigkeit und Geschwindigkeit hatten wir kaum ihres Gleichen gesehen. Sie rannten z. B. viel geschwinder, als unsere eigenen Leute, bis zum Mastkorbe hinauf. Ihre Gemüthsart war offenherzig und ohne Mißtrauen; sie aßen und tranken Alles, was man ihnen gab, gingen ohne Bedenken überall in dem Schiffe umher, und thaten mit dem Schiffsvolke so aufgeräumt und vertraut, als wenn sie alte Bekannte gewesen wären. Sie gingen zwar nackt, doch hatten sie den Unterleib mit einem schmalen Stücke feiner Matten bedeckt.

Ihre Kähne sind gut und zugleich sehr artig gebaut;

der Boden besteht aus einem ausgehöhlten Baume, und die Seitenwände sind ordentlich aus Brettern verfertiget. Sie führen auch Segel von feinen Matten, und sowol ihre Stricke, als auch ihre Fischnetze, waren gut gearbeitet.

Diese guten Leute baten uns sehr, daß wir mit ihnen ans Land gehen möchten; und sie erboten sich, versteht sich durch Zeichen, daß sie eine gleiche Anzahl von ihren Leuten, als Geißeln, an Bord des Schiffes lassen wollten. Gern hätte ich diese Einladung angenommen, aber es stand nicht in meiner Macht; denn der Seestrom, welcher in dieser Gegend sehr stark nach Westen lief, trieb mich in kurzer Zeit weit von ihrer Insel weg.

Da sie endlich Abschied von uns nahmen, bestand Einer von ihnen auf der Bitte, daß wir ihn mitnehmen möchten. Alle Gegenvorstellungen, die wir ihm deßwegen machten, blieben fruchtlos. Da ich es nun eben nicht für unwahrscheinlich hielt, daß dieser Indier uns zu anderweitigen Entdeckungen nützlich werden könnte, so gab ich endlich meine Einwilligung dazu. Wir erfuhren nach und nach von ihm, daß es nach Norden hin noch andere Inseln gebe, deren Bewohner Eisen hätten, und seine Landsleute, so oft sie dieselben auf der See anträfen, allezeit ermordeten. Weil dieser ehrliche Kerl so viel Bereitwilligkeit, mit uns zu gehen, geäußert hatt, so nannte ich ihn Joseph Freewill (Freiwillig). Ich hatte aber bald Ursache, es zu bereuen, daß ich ihn mitgenommen hatte. Der arme Schelm wurde nämlich bald krank und immer kränker, je weiter wir fuhren. Endlich starb er, zu unserer Aller herzlichem Leidwesen.

Da uns die Sonne jetzt senkrecht über dem Kopfe stand, so steuerte ich, um der brennenden Sonnenhitze etwas auszuweichen, nordwärts. Wir entdeckten auf

dieser Fahrt noch ein Paar andere Inseln, bei welchen wir uns aber nicht aufhalten durften. Am 27sten des Weinmonats bekamen wir endlich die schon längst bekannte Insel **Mindanao** zu Gesicht, ein Land, welches gegen 200 Deutsche Meilen in Umfang hat, und auf welcher die Spanier verschiedene Niederlassungen angelegt haben.

5.

Aufenthalt bei Mindanao. Abreise von da nach der Insel Celebes.

Da ich jetzt abermahls eine Menge Kranke an Bord hatte, die sich nach Erfrischungen sehnten, so segelte ich an der Küste dieses Landes hin, und ließ den Lieutenant mit dem Boote vorauslaufen, um einen Hafen zu suchen. Dieses wollte uns lange nicht gelingen. Endlich erblickte der Offizier eine kleine Bucht, an deren innerstem Gestade eine Stadt mit einer kleinen Beifeste lag. Kaum war man auch seiner daselbst ansichtig geworden, so feuerte man eine Kanone ab, und setzte drei stark bemannte Böte in See. Da nun der Lieutenant zur Gegenwehr zu schwach war, so lief er alsobald nach dem Schiffe zurück, und die Böte verfolgten ihn, bis sie das Schiff zu Gesicht bekamen. Bei diesem Anblicke verging ihnen die Lust, ihre Jagd fortzusetzen; sie wandten sich, und ruderten wieder nach der Stadt zurück.

Um mich nicht unnöthiger Weise in Feindseligkeiten einzulassen, fuhr ich fort, an der Küste hinzusegeln, um einen andern Platz zum Ankern zu suchen, den mir Niemand streitig machte. Nach einigen Tagen war ich so glücklich, einen solchen zu finden, und zwar in einer Gegend, wo sich ein Fluß ins Meer ergoß. Die Böte

wurden ausgeschickt, und sie brachten uns zwei Ladungen Wassers mit der Nachricht zurück, daß sie von Menschen in dieser Gegend keine Spur gesehen hätten. Unterdeß erschien doch in einiger Entfernung ein Kahn, welcher abgeschickt zu sein schien, um Erkundigung einzuziehn, wer wir wären? Ich ließ sogleich die Englische Flagge aufstecken, und hoffte, daß er hierauf zu uns an Bord kommen würde. Allein nachdem er uns hinlänglich beobachtet hatte, ruderte er, ohne sich uns weiter zu nähern, wieder davon. Darüber brach die Nacht ein.

Gegen neun Uhr wurden wir plötzlich durch einen entsetzlichen Lärm erschreckt, welcher sich, dem Schiffe gegenüber, auf dem Lande erhob. Es war eine große Anzahl von Menschenstimmen, und der Lärm, den sie machten, glich dem Kriegsgeschrei, welches die Amerikanischen Wilden in dem Augenblicke des Angriffs machen, und wovon Alle, die es gehört haben, gestehn, daß es etwas ungemein Fürchterliches und Entsetzliches sei.

Bei einem so kriegerischen Anscheine mußten wir auf unserer Hut sein. Ich ließ daher das Schiff zum Schlagen einrichten; und ungeachtet wir am folgenden Morgen nichts von den Leuten sahen, welche in der vergangenen Nacht uns durch ihr Gebrülle erschreckt hatten, so gebrauchte ich doch, indem ich die Böte abermahls ans Land schickte, um Wasser zu holen, alle mögliche Vorsicht. Der Erfolg zeigte, daß ich nicht unrecht daran gethan hatte. Denn kaum waren unsere Leute ans Land gestiegen, als man aus dem nahen Walde eine Menge bewaffneter Leute hervorrennen sah, unter welchen Einer etwas Weißes emporhielt, welches wir für ein Friedenszeichen ansahen.

Hier hatte ich abermahls Ursache, mich über die klägliche Ausrüstung meines Schiffs zu beklagen. Ich

hatte nämlich keine weiße Flagge an Bord. Um mir indeß zu helfen, so gut ich konnte, ließ ich eins von meinen Tischtüchern, statt einer Flagge, wehen und schickte dieselbe ans Land. Sobald der Offizier mit diesem Friedenszeichen ausgestiegen war, kam der Indische Fahnenträger, von einem Andern begleitet, unbewaffnet an den Strand, und man begrüßte sich gegenseitig mit Freundschaftsbezeigungen. Der Indier redete die Unsrigen auf Holländisch an; da aber Keiner unter ihnen diese Sprache verstand, so brachte er einige Wörter in Spanischer Sprache hervor, worin Einer von unsern Leuten ziemlich weit gekommen war. Allein der Indier redete es so schlecht, daß es ihm schwer fiel, sich verständlich zu machen, und daß er die Zeichensprache zu Hülfe nehmen mußte. Vielleicht war seine Geschicklichkeit im Holländischen nicht viel größer. So viel brachte man indeß heraus, daß er den Namen des Skippers, womit er den Befehlshaber meinte, zu wissen verlangte, und sich erkundigte: ob wir Holländer seien? ob unser Schiff ein Kauffahrtei- oder Kriegsschiff sei? wie viele Kanonen es führe, und ob es nach Batavia gehe?

Als man ihm diese Fragen beantwortet hatte, gab er zu verstehn, daß wir nach der Stadt segeln sollten; daselbst wolle er uns dem Raja, d. i. dem König oder Statthalter, vorstellen. Der Lieutenant antwortete hierauf: man sei dazu bereit; aber da er nothwendig erst etwas Wasser einnehmen müsse, so bitte er, daß die mit Pfeilen und Bogen bewaffneten Indier sich so lange zurückziehn möchten. Der Indische Fahnenträger, der ein Mann von Ansehen zu sein schien, erfüllte dieses Verlangen; doch schien er eine Vergeltung dafür zu erwarten, indem er das seidene Schnupftuch, welches

der Lieutenant um den Hals trug, mit aufmerksamen Blicken beobachtete. Dieser verstand ihn sogleich, knüpfte es los und machte ihm ein Geschenk damit; wogegen Jener ihn ersuchte, ein anderes Tuch von ihm anzunehmen, welches aus grobem baumwollenen Zeuge bestand. Unsere Leute nahmen hierauf ungehindert Wasser ein, und kehrten damit nach dem Schiffe zurück.

Wir hofften jetzt, daß es zu einem friedlichen Umgange zwischen uns und den Einwohnern dieses Landes kommen würde, und freueten uns schon zum voraus auf die Lebensmittel und Erfrischungen, die wir von ihnen zu erhalten wünschten. Allein nach einigen Stunden veränderte sich der Auftritt. Wir sahen nämlich mit eben so großer Verwunderung, als Betrübniß, daß zwischen den Bäumen, dem Schiffe gegen über, viele hundert bewaffnete Leute zusammenliefen und sich in Ordnung stellten. Sie waren mit Musketen, mit Pfeilen und Bogen, zum Theil auch mit langen Spießen und einer Art von Hirschfängern bewaffnet und mit Schilden versehen.

Dieser Anblick ließ schon nichts Gutes vermuthen; es folgten bald auch andere Anzeigen, welche gleichfalls auf feindselige Absichten deuteten. Diese Leute brachten nämlich den ganzen Tag damit zu, daß sie bald aus dem Walde heraus-, bald wieder in denselben zurückrannten, als ob sie sich übten, Ausfälle auf einen Feind zu thun. Bald schossen sie ihre Pfeile ab, und warfen ihre Wurfspieße in die See gegen das Schiff hin, bald hoben sie wieder ihre Schilde in die Höhe, und schwangen ihre Schwerter in drohenden Geberden gegen uns.

Wir waren unterdeß an Bord des Schiffes auch nicht müßig, sondern suchten Alles zu einem vielleicht unvermeidlichen Gefechte in Bereitschaft zu setzen. Wir

holten zu diesem Behufe die Kanonen herauf, besserten das Tauwerk unserer Masten aus, und brachten noch vor Abend Alles in Ordnung.

Hierauf wollte ich einen Versuch machen, zu erfahren, was doch wol die Gesinnung dieser Leute so plötzlich verändert haben könne? In dieser Absicht ließ ich die Böte wohl bewaffnen und bemannen, und schickte den Lieutenant mit der Friedensflagge, d. i. mit dem wehenden Tischtuche, an einer Stelle ans Land, die von Holz und Gebüschen frei war, doch mit dem ausdrücklichen Befehle, daß weder er, noch einer seiner Leute das Boot verlassen solle.

Als die Indier sahen, daß die Böte sich an den Strand legten, ohne daß Jemand aus denselben herauskommen wollte, trat Einer von ihnen mit einem Bogen und Pfeilen in der Hand aus dem Walde hervor und winkte, daß man hinkommen solle, wo er stand. Allein der Offizier schlug diese Einladung aus, weil er allda nicht einen Bogenschuß weit von dem Hinterhalte gewesen wäre. Er wartete hierauf noch eine Zeit lang; aber da die Indier weiter keinen Schritt thaten, und er ganz und gar kein Mittel fand, in eine freundschaftliche Unterhandlung mit ihnen zu treten, so kehrte er endlich nach dem Schiffe zurück.

Ich beschloß hierauf, nach der obenerwähnten Stadt zurückzusegeln, und zu versuchen, ob ich nicht aus dieser einige Erfrischungen erhalten könnte; aber indem ich mich derselben näherte, wurde die Witterung so rauh und ungestüm, daß ich mich genöthiget sah, die offene See zu suchen. Da ich nun überdas keine Zeit zu verlieren hatte, so richtete ich meinen Lauf nach Westen, damit ich Batavia noch vor Ablauf der guten Jahrszeit erreichen möchte.

Wir erreichten hierauf die Straße zwischen Borneo und Celebes. Hier verursachten heftige Seeströme und Stürme, welche uns unaufhörlich zu kreuzen nöthigten, unserm schon an sich langsam segelnden Schiffe so viel Aufenthalt, daß wir in 14 Tagen nicht mehr als 28 Seemeilen zurücklegten. Unsere Schwäche nahm dabei mit jedem Tage zu, indem von den Wenigen, die noch gesund waren, sich täglich Mehre legten, und von den vielen Kranken auch Mancher dahinstarb. Wir bestrebten uns daher täglich, uns irgendwo dem Lande zu nähern und dann vor Anker zu gehen; aber vergeblich! Wind und Seeströme waren uns immer so zuwider, daß wir weder bei Borneo noch bei Celebes irgend einen Erfrischungsort erreichen konnten.

Der Scharbock hatte um diese Zeit dergestalt um sich gegriffen, daß auch nicht ein Einziger unter uns davon verschont geblieben war. Die Seele litt mit dem Leibe, und eine allgemeine Niedergeschlagenheit blickte nunmehr aus Aller Augen hervor. Ich zweifle, ob jemahls Seefahrer sich in einer kläglichern, gefährlichern Lage gefunden haben, als wir. Schwächlich, krank und sterbend sahen wir das Land täglich vor uns liegen, und konnten es nicht erreichen. Wir hatten mit reißenden Strömen und Stürmen zu kämpfen, welchen wir nicht widerstehen konnten, und doch, so viel uns immer möglich war, zu widerstehen uns bestreben mußten. Wir litten Mangel, und lechzten nach Erquickungen, die wir vor Augen sahen und nicht erreichen konnten. Das Unglück schien Alles, was von Widerwärtigkeiten sich erdenken läßt, an uns erschöpft zu haben, und doch sollten unsere Trübsale noch immer höher steigen.

Es war noch Ein Unglück übrig, welches wir bis jetzt noch nicht erfahren hatten, dieses, von Seeräubern

angefallen zu werden. Auch dieses mußte uns hier begegnen; und damit diese unerwartete Begebenheit desto fürchterlicher sein möchte, so mußte sie sich gerade um Mitternacht in der dicksten Finsterniß ereignen. Der Feind überraschte uns so schnell und unerwartet, daß er uns bereits zu entern*) suchte, ehe wir noch wußten, daß wir angegriffen würden. Aber gerade das Unerwartete und die Größe dieser neuen Gefahr weckten unsern gesunkenen Muth. Wir schlugen den Seeräuber glücklich ab; und da es hier zum Feuern mit dem groben Geschütze kam, so wirkte das unsrige so nachdrücklich, daß Jener sank, und die armen Elenden, die er an Bord hatte, sämmtlich untergingen. Der Lieutenant und einer meiner Leute waren verwundet, doch glücklicher Weise nicht gefährlich. Dies und einige Verletzungen an unserm Tauwerke, war der einzige Schaden, den wir davon trugen.

Zur Vergrößerung unsers Elends traf nunmehr der Zeitpunkt ein, da der Passatwind, der bis dahin immer aus Osten wehete, sich umsetzte und nun aus Westen zu blasen begann. Von diesem Augenblicke an war es entschieden unmöglich, unsere Reise nach Batavia fortzusetzen, weil uns der Wind nunmehr gerade entgegenblies. Aber die See konnten wir auch nicht länger mehr halten. Denn 13 von unsern Leuten hatten wir begraben, d. i. in die See geworfen; 30 Andere, unter welchen sich alle meine Unteroffiziere befanden, lagen auf den Tod; der Lieutenant und ich waren äußerst schwach und entkräftet, weil wir Tag und Nacht den ganzen Dienst im Schiffe allein versehen mußten. Unsere Natur erlag unter so vielen und langen Wider-

*) Ein Schiff an das andere befestigen.

wärtigkeiten. Das einzige Mittel, welches zur Rettung des Schiffs und unsers Lebens übrig war, bestand darin, daß wir versuchen mußten, ob wir Makassar, eine Stadt und einen Hafen der Holländer auf der Insel Celebes, erreichen könnten.

Nachdem wir vier Wochen lang beinahe mit der Verzweiflung gekämpft hatten, gelang es uns endlich, unserm Ziele näher zu kommen. Wir bekamen die Stadt Makassar zu Gesicht, und da wir uns derselben bis auf einige Meilen genähert hatten, ließen wir die Anker fallen. Dies geschah kurz vor Einbruch der Nacht.

Gegen Mitternacht kam ein Holländer an Bord, den der Statthalter abgeschickt hatte, um sich zu erkundigen, wer wir wären? Da er hörte, daß das Schiff ein Englisches Kriegsschiff sei, schien er darüber bestürzt zu werden, weil ein solches noch niemahls hierher gekommen war. Auch konnte ich ihn nicht bewegen, mit mir in meine Kajüte zu gehn; doch schieden wir, dem Ansehen nach, als gute Freunde von einander.

Mit Anbruch des Tages schickte ich den Lieutenant nach der Stadt, und ersuchte den Statthalter in einem Briefe um Erlaubniß, in den Hafen einlaufen, und uns gegen baare Bezahlung mit Erfrischungen versorgen zu dürfen. Bei seiner Ankunft verlangte derselbe vor den Statthalter geführt zu werden, um ihm den Brief eigenhändig zuzustellen; allein man wollte ihn durchaus nicht ans Land treten lassen; er sah sich daher genöthiget, den Brief hinzuschicken, und in Erwartung einer Antwort, 5 lange Stunden in der schrecklichsten Sonnenhitze, ohne alle Erquickung, in dem Boote zuzubringen. Endlich kam er mit zwei Herren vom Lande zurück, welche mir einen in Holländischer Sprache geschriebenen Brief von ihrem Statthalter überreichten und mir

auf Französisch daraus verdolmetschten: »daß ich mich unverzüglich aus dem Hafen entfernen, auch an keiner andern Stelle der Küste ankern, noch Jemand von meinen Leuten erlauben solle, an irgend einem Orte, der unter seiner Botmäßigkeit stehe, ans Land zu gehn.«

Ehe ich hierauf antwortete, zeigte ich den beiden Herren die Menge meiner Kranken, welche in einer gänzlichen Entkräftung und aus Mangel an irgend einer Erquickung dahinstarben, und der Anblick schien sie zu rühren. Dann berief ich mich auf das allgemeine Recht der Natur, und auf die besondern Verbindungen, welche zwischen der Englischen und Holländischen Völkerschaft damahls Statt hatten; allein ihre Antwort war: daß ihre Herren ihnen nun einmahl unbedingt verboten hätten, irgend ein Schiff, es sei welches es wolle, in diesem Hafen aufzunehmen, und es gezieme ihnen, diesen Befehlen blindlings und ohne Ausnahme zu gehorchen.

Ich versetzte hierauf, daß Leute in unsern Umständen nichts Schlimmeres zu besorgen hätten, als was sie bereits litten, und daß ich daher mit dem ersten günstigen Winde, trotz allen Drohungen und ihrer ganzen Macht, hart an die Stadt hinlaufen und mich daselbst vor Anker legen würde; und sollte ich alsdann nicht im Stande sein, sie zu zwingen, meinem gerechten und von der Noth erpreßten Gesuche Gehör zu geben, so würde ich mit dem Schiffe an ihren Wällen auf den Strand rennen, mein und meiner Leute Leben so theuer als möglich verkaufen, und den entehrenden Vorwurf auf sie bringen, daß sie einen Freund und Bundesgenossen in solche Verzweiflung gestürzt hätten.

Hierüber schienen sie zu erschrecken; denn unsere ganze Lage überzeugte sie, daß ich in Ernst redete. Sie

ersuchten mich daher inständigst, nur so lange auf dieser Stelle zu verharren, bis ich abermahls Antwort vom Statthalter bekommen würde. Hierein willigte ich, doch unter der Bedingung, daß diese Antwort zu einer bestimmten Stunde des morgenden Tages erfolgt sein müsse.

Der Eine dieser Abgeordneten war ein Fähnrich von der Besatzung, Namens le Cerf, der Andere, Herr Douglas, Einer von den Oberbuchhaltern der Holländischen Ostindischen Gesellschaft.

Wir brachten nun den Rest des Tages und die darauf folgende Nacht in einer mit Unwillen vermischten ängstlichen Erwartung hin. Am folgenden Morgen hatten wir den Verdruß, zu sehn, daß ein paar bewaffnete Schiffe von der Stadt her kamen, und sich in einer kleinen Entfernung von uns rechts und links vor Anker legten. Ich schickte sogleich ein Boot dahin ab, um mit ihnen zu sprechen; allein man wollte auf unsere Fragen keine Antwort geben.

Die festgesetzte Stunde erschien, ohne daß ich vom Statthalter weiter etwas vernommen hatte; ich ging also, meiner Erklärung gemäß, unter Segel, um meine gestrige Drohung wahr zu machen. Die beiden bewaffneten Schiffe lichteten ebenfalls die Anker; doch begnügten sie sich damit, nur unsere Bewegungen zu beobachten und uns zu begleiten.

Nicht lange, so sahen wir ein niedliches Schiff, mit einem Trupp Tonspieler und verschiedenen Herren an Bord, auf uns zueilen. Sie näherten sich, wollten aber nicht eher zu uns kommen, bis wir die Anker wieder gesenkt hätten. Wir senkten sie also, und nun kamen sie an Bord.

Sie bezeigten mir ihr Erstaunen, daß ich unter Segel gegangen wäre, und fragten mich: was ich denn hätte thun wollen? Weder mehr noch weniger, war meine Antwort, als was ich gestern erklärt hätte, weil ich entschlossen wäre, lieber mit allen meinen Leuten in einem rechtmäßigen Gefecht, als durch Schiffbruch, Krankheit und Hunger umzukommen. Sie entschuldigten sich hierauf, daß sie mit der Antwort nicht eher hätten zurückkommen können, und überlieferten mir, nebst einem Schreiben vom Statthalter, einige Lebensmittel, die sie mitgebracht hatten.

In dem Briefe fand ich nun abermahls, zu meinem großen Verdrusse, einen Befehl, den Hafen zu verlassen. Zur Rechtfertigung dieser Unmenschlichkeit berief man sich auf einen Vertrag, den die Ostindische Gesellschaft mit den Königen und Beherrschern des Landes getroffen, und vermöge dessen sie sich anheischig gemacht habe, kein fremdes Schiff in diesem Hafen, oder an irgend einem andern Orte der Insel zu dulden. Die Abgeordneten thaten mir hierauf verschiedene Vorschläge, die ich alle verwarf, weil sie alle meine Abreise zur Bedingung machten. Ich zeigte ihnen zugleich den Leichnam eines meiner Leute, der aus Mangel an Erfrischungen so eben gestorben war, und wiederholte meine Drohung.

Hierauf zogen sie etwas gelindere Saiten auf, und sagten, daß es zwar den ausdrücklichen Befehlen ihrer Obern zuwiderlaufe, uns hier zu dulden, daß sie uns aber gleichwol vergönnen wollten, in eine nicht weit von hier gelegene Bucht einzulaufen, wo wir für unser Schiff hinlänglichen Schutz und für uns selbst Lebensmittel und Erfrischungen finden würden. Hierein willigte ich denn sehr gern, und es wurde verabredet, daß man mich am folgenden Tage dahin führen sollte.

Da ich mein Mißvergnügen ausdruckte, daß ich den Herren nichts, als ein Glas Wein, vorsetzen könne, ließen sie eine sehr niedliche Mahlzeit, die auf ihren Fahrzeugen zubereitet war, an Bord bringen, und wir speiseten hierauf mit einander auf eine sehr vergnügte und freundschaftliche Weise.

Am folgenden Tage erhielt ich die versprochene schriftliche Bestätigung vom Statthalter durch den Herrn le Cerf, der nebst einem Geheimschreiber des Staatsraths und einem Lootsen uns nach Bonthain — so hieß der Ort, wohin wir uns begeben sollten — begleitete.

6.

Aufenthalt zu Bonthain auf der Insel Celebes. Sonderbarer Vorfall daselbst. Abreise nach Batavia, und von da nach England.

Bei meiner Ankunft zu Bonthain besuchte ich zuvörderst den Residenten, Herrn Swellingrabel, welcher gebrochen Englisch redete. Von ihm wurde mir ein Haus für meine Kranken angewiesen, welches nahe am Strande, neben einer mit Schanzpfählen umgebenen kleinen Feste von acht Kanonen lag. Sobald unsere Leute Besitz davon genommen hatten, wurde ihnen eine Wache von 36 Mann, nebst vier Unteroffizieren, alle unter dem Befehle des Fähnrichs le Cerf, gegeben. Keiner von den Unsrigen durfte sich über 90 Fuß weit von diesem Krankenhause entfernen; auch durfte Niemand von den Einwohnern des Landes so nahe zu ihnen kommen, daß er ihnen Etwas hätte verkaufen können. Alles also, was unsere Leute haben wollten, mußte durch die Hände der Holländischen Soldaten gehn, welche diese Anordnungen auf eine schändliche Weise mißbrauchten.

So oft nämlich Einer der Eingebornen Etwas zum Verkaufe brachte, so nahmen sie es ihm weg, und fragten dann erst nach dem Preise. Gemeiniglich erhielt der arme Eigenthümer nur den vierten Theil des Gefoderten. Machte er Einwendungen dagegen, so

schwenkten Jene ihm den Säbel drohend über den Kopf, und mehr bedurfte es gemeiniglich nicht, um ihn zum Schweigen zu bringen. Nachher verkaufte der Soldat Das, was er auf diese Weise an sich gerissen hatte, an die Unsrigen, und zwar mit einem Gewinnste, der oft mehr als 1000 vom Hundert, betrug. Ich beschwerte mich über dieses, für die Eingebornen so grausame und für uns so nachtheilige Verfahren; man gab hierauf den Soldaten zwar einen Verweis, aber mit so geringem Nachdrucke und Erfolge, daß man sich der Vermuthung nicht enthalten konnte, daß der Fähnrich selbst an dem unmäßigen Gewinne unter der Hand Antheil nehme.

Nachdem wir ungefähr zwei Monate hier gelegen hatten, wurde der Fähnrich le Cerf, und bald darauf ein Theil der Holländischen Soldaten nach Makassar zurückberufen. Nicht lange danach ließ der Statthalter sich erkundigen, wann ich nach Batavia absegeln würde? Dies Alles, besonders die Anfrage des Statthalters, befremdete mich sehr; denn dieser wußte ja wol, daß ich eher nicht unter Segel gehen konnte, bis der östliche Passatwind sich wieder eingestellt haben würde. Dies geschieht aber erst im Monat Mai, und wir waren jetzt in den ersten Tagen des Märzmonats.

Einige Tage nachher ereignete sich ein anderer Vorfall, der uns noch bedenklicher vorkam. Unsere Leute bemerkten nämlich, daß zur Nachtzeit ein Kahn sich zu verschiedenen Mahlen unserm Schiffe näherte, und gleich wieder verschwand, sobald die darin befindliche Mannschaft merkte, daß von den Unsrigen sich Jemand rühre. Der Argwohn, der hiedurch bei mir entstand, wurde durch einen an mich gerichteten Brief, den ein Schwarzer von einem Ungenannten brachte, ungemein vergrößert. Damit man aber den Inhalt dieses Briefes verstehen möge, so ist zu wissen, daß die Insel Celebes in verschiedene Kreise getheilt ist, welche verschiedenen inländischen unabhängigen Fürsten oder Königen unterworfen sind. Die Stadt Makassar liegt in einem Kreise gleiches Namens, und der König desselben steht mit den Holländern in Bündniß. Ein anderer Kreis wird von einem Volke bewohnt, welches den Namen

der Bugguesen führt. Des Briefes Inhalt war folgender:

»Die Holländer und der König von Makassar hätten den Anschlag gefaßt, uns aus dem Wege zu räumen; doch würden die Erstern dabei nicht öffentlich thätig sein. Man habe die Ausführung der Meuchelei dem Sohne des Königs aufgetragen, der, außer einem Geschenke, auch die Beute, die er im Schiffe machen würde, dafür zur Belohnung bekommen solle. Dieser Prinz befinde sich deßhalb mit 800 Mann bereits wirklich zu Bonthain. Ein Argwohn, daß wir vielleicht mit den Bugguesen eine Verbindung treffen und die Holländer über kurz oder lang von Celebes verdrängen möchten, sei der Beweggrund zu diesem Anschlage gewesen.«

In wie fern dieser Brief Wahrheit oder Unwahrheit enthielt, konnten wir nicht beurtheilen. Ich glaubte indeß so handeln zu müssen, als wenn ich von der Wahrheit der mir gegebenen Nachricht vollkommen überzeugt gewesen wäre. Ich traf daher sogleich alle mir nöthig scheinende Vertheidigungsanstalten.

Zu den vorbesagten Umständen, welche meinen Argwohn rechtfertigten, kam auch noch dieser, daß der Resident, Herr Swellingrabel, sich gerade um diese Zeit auf 20 Meilen weit entfernt hatte. Ich schickte daher nach der Feste, und verlangte, daß man ihm einen Boten mit der Nachricht senden solle, daß ich über Dinge von der äußersten Wichtigkeit mit ihm zu reden habe. Drei Tage nachher schrieb ich ihm selbst und wiederholte die Bitte um seine schleunige Zurückkunft auf die dringendste Weise; worauf er den folgenden Tag bei uns an Bord kam.

Ich hatte kaum einige Minuten lang mit ihm gesprochen, so wurde ich überzeugt, daß ihm von der ganzen Sache nichts bekannt sein müsse. Er versprach mir indeß, eine genaue Untersuchung anzustellen; ich aber fuhr fort, uns auf jeden Fall in vertheidigungsfähigen Stand zu setzen.

Nach einigen Tagen berichtete mir Herr Swellingrabel, er habe in Erfahrung gebracht, daß Einer der Prinzen des Königes von Makassar in verstellter

Kleidung wirklich dagewesen sei; aber von den 800 Mann, welche zugleich mit ihm gekommen sein sollten, könne er keine Spur entdecken. Bald hernach erhielt ich ein Schreiben von dem Statthalter, dessen Inhalt, unter vielen feierlichen Verwahrungen gegen die Beschuldigungen des Ungenannten, darauf hinauslief, daß ich den Brief ausliefern möge, damit man den Urheber danach erkennen und zur Verantwortung ziehen könne. Man kann sich leicht vorstellen, daß ich mich dazu nicht werde verstanden haben.

Wir blieben indeß unangefochten, und gingen endlich, da der östliche Passatwind wieder eingetreten war, den 22sten Mai abermahls unter Segel. Wir hatten uns nun mit Lebensmitteln hinreichend versehen; denn man kann hier Rindfleisch, besonders aber Reiß, Geflügel und Früchte, in Ueberfluß bekommen. Auch giebt es eine Menge wilder Schweine in den Wäldern, die man wohlfeil kaufen kann, weil die Eingebornen, welche Muhamedaner sind, dergleichen nicht essen dürfen. Man versah uns hier auch von Zeit zu Zeit mit Schildkröten, die, eben so wie das Schweinefleisch, ein Leckerbissen sind, den sie selbst nie anrühren. Die hiesigen Ochsen sind von derjenigen Art, welche einen Höcker auf dem Rücken hat. Außerdem zieht man hier auch Pferde, Büffel, Ziegen und Schafe.

Unsere Fahrt von hier nach Java ging glücklich von Statten. Wir vollendeten dieselbe in zehn Tagen, und warfen am elften auf der Rhede von Batavia die Anker aus. Es war indeß hohe Zeit, daß wir hier ankamen; denn während dieser Fahrt ließ das Schiff so viel Wasser ein, daß wir mit zwei Pumpen, woran unaufhörlich gearbeitet wurde, es mit genauer Noth vom Sinken retten konnten.

Des Nachmittags machte ich dem Statthalter meine Aufwartung. Ich beschrieb ihm den Zustand meines Schiffes, und ersuchte ihn um die Erlaubniß, es hier gehörig ausbessern zu lassen. Seine Antwort war: daß ich mich deßhalb mit einer Bittschrift an den Staatsrath wenden müsse. Ich that dies, und bediente mich darin des Ausdrucks: daß ich hoffe, sie würden mir den Gebrauch der hiesigen nöthigen Werften und Vor-

rathshäuser erlauben. An diesen Ausdruck hatten die Herren sich gestoßen, weil er ihnen nicht ehrerbietig genug zu sein schien.

Ich erhielt hierauf eine Bothschaft zurück, wodurch ich zunächst ersucht wurde, den mir zu Bonthain geschriebenen namenlosen Brief auszuliefern, damit der Urheber desselben zur Strafe gezogen würde. Ich lehnte dieses ab, und als ich mich hierauf nach der Antwort des Staatsraths auf mein Ansuchen erkundigte, erfuhr ich, daß man meinen Ausdruck »ich hoffe« übel bemerkt habe, weil dergleichen Schreiben in Form einer Bittschrift abgefaßt werden müsse. Ich entschuldigte mich deßhalb, mit der Versicherung, daß ich nicht die Absicht gehabt hätte, Jemand zu beleidigen.

Einige Tage darauf erhielt ich abermahls eine Gesandtschaft, von der ich aufgefodert wurde, eine schriftliche Versicherung von mir zu stellen, daß ich die zu Bonthain mir gegebene Nachricht für falsch und verleumderisch hielte. Allein ich hatte meine guten Gründe, auch diese Zumuthung abzulehnen. Es verstrichen hierauf abermahls einige Tage, ohne daß ich auf meinen Brief eine Antwort erhielt; dann wurde mir angezeigt, daß der Staatsrath wider mein Verfahren zu Makassar und wider meine Weigerung, die verlangte Erklärung von mir zu stellen, als gegen eine ihnen zugefügte Beschimpfung und als gegen eine ihrer Völkerschaft angethane Ungerechtigkeit, eine Verwahrung niedergelegt habe. Ich erwiederte hierauf, daß ich mir nicht bewußt sei, irgend Etwas gethan zu haben, welches für die Holländer beleidigend, oder dem Amte, mit welchem ich die Ehre hätte bekleidet zu sein, zuwider wäre, ungeachtet ich nicht glaubte, von dem Statthalter zu Makassar als der Unterthan eines Freundes und Bundesgenossen behandelt zu sein. Ich fügte hinzu, daß, wenn man eine Klage gegen mich habe, man dieselbe vor den König, meinen Herrn, bringen möge, außer dem ich Niemand in der Welt für meinen Richter erkenne.

Da ich auch am folgenden Tage noch immer keine Antwort auf meinen Brief erhielt, so schrieb ich abermahls an den Staatsrath, stellte die großen und dringenden Bedürfnisse meines Schiffes vor, und wiederholte

meine Bitte, worauf ich denn endlich die Erlaubniß erhielt, die nöthigen Ausbesserungen an einem mir dazu angewiesenen Orte vornehmen zu lassen.

Der Statthalter zu Batavia steht zwar im Dienste seines Freistaats, allein er macht in gewissen Stücken mehr Figur, als irgend ein unumschränkter Beherrscher in Europa. So oft er ausfährt, begleitet ihn eine Leibwache zu Pferde, und vor seiner Kutsche gehn zwei Schwarze als Läufer her. Jeder derselben trägt ein langes Spanisches Rohr in der Hand, womit sie nicht nur Platz machen, sondern auch Jeden nachdrücklich züchtigen, der dem Statthalter nicht diejenige Ehrfurcht beweiset, welche von Einheimischen und Fremden, ohne Unterschied des Standes, durchgängig gefodert wird. Wenn ihm z. B. Jemand in einem Wagen begegnet, es sei in der Stadt, oder auf der Landstraße, so ist er nicht nur gehalten, auszuweichen, sondern er muß auch stillhalten, aussteigen und gegen die vorbeifahrende Kutsche des Statthalters eine tiefe Verbeugung machen. Kommt ihm Jemand nachgefahren, so darf er nicht voreilen, sondern muß hinten bleiben, und wären seine Geschäfte auch noch so dringend. Auch die Glieder des Staatsraths, edle Herren genannt, verlangen ähnliche, nur nicht so demüthigende Ehrenbezeigungen. Wer ihnen im Wagen begegnet, der darf zwar nicht aussteigen, aber er ist doch gezwungen, anzuhalten, aufzustehen und eine Verbeugung zu machen. Auch darf man eben so wenig bei ihnen vorbeifahren. Uebrigens läuft vor diesen edlen Herren nur Ein Schwarzer her.

Einige Tage nach meiner Ankunft berichtete mir der Wirth: er habe Befehl, mir anzudeuten, daß mein Wagen eben so gut, als alle andere, anhalten müsse, wenn der Statthalter oder Jemand vom Rathe bei mir vorbeifahre. Ich ersuchte ihn, in meinem Namen zu antworten, daß ich mich zu solchen Förmlichkeiten nie bequemen würde; und da er hierauf etwas von den Stäben der Schwarzen murmelte, so versicherte ich ihm, daß ich wissen würde, wie ich mich in solchem Falle zu verhalten hätte, wobei ich auf meine Pistolen wies, welche eben auf dem Tische lagen. Er ging darauf weg. Nach einigen Stunden kam er wieder und sagte: der

Statthalter lasse mir melden, daß ich es mit den Ehrenbezeigungen halten könne, wie es mir beliebe.

Ich verblieb hier über drei Monate lang. Während dieser Zeit hatte ich nur zweimahl die Ehre, den Statthalter zu sprechen: das erste Mahl, gleich bei meiner Ankunft, auf einem seiner Landhäuser, das andere Mahl in der Stadt, da er eben vor seinem Palaste lustwandelte. Das erste Mahl erwies er mir nicht die Höflichkeit, mir die geringste Erfrischung anzubieten, und das letzte Mahl nöthigte er mich nicht einmahl, in seinen Palast zu treten.

Indeß erzeigte er mir doch einst die Ehre, mich zu einem Gastmahle einladen zu lassen. Ich hatte aber gehört, daß einmahl ein Englischer Befehlshaber bei einer ähnlichen Gelegenheit erfuhr, er müsse die Mitglieder des Staatsraths über sich sitzen lassen, worauf er alsobald den Saal verließ und von den sämmtlichen Offizieren seines Geschwaders begleitet wurde. Um nun nicht in den nämlichen Fall zu gerathen, ließ ich mich, bevor ich die Einladung annahm, erst nach dem Platze erkundigen, der mir angewiesen werden würde; und da es sich fand, daß man mir den Rang vor den Mitgliedern des Staatsraths nicht verwilligen könne, so lehnte ich die ganze Sache ab. Ich bitte die Leser, hiebei zu bedenken, daß es mir nicht um meine eigne Ehre, sondern um die Ehre eines Englischen Befehlshabers zu thun war.

Am 15ten des Herbstmonats 1768, da unser altes Schiff so gut als möglich wieder ausgebessert war, gingen wir von neuen unter Segel, und langten den 28sten des Reifmonats bei dem Vorgebirge der guten Hoffnung an, wo wir bis zum 6ten Jänner 1769 liegen blieben. Von da setzten wir unsern Lauf nach Europa fort, und hatten darauf, ohne anderweitige merkwürdige Vorfälle zu erleben, am 20sten März die Freude, uns wieder in unserm Vaterlande, und zwar zu Spithead, vor Anker zu sehen, nachdem wir beinahe drei Jahre abwesend gewesen waren.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Campe, Joachim Heinrich,

Sämmtliche Kinder- und Jugendschriften

Bd.: 19

Braunschweig 1831

Paed.pr. 622-17/20
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10759445-9